

Das achte Haus des Lichts

Schluss

Fortsetzung ab Kapitel 344

Letzter Teil: Das achte Haus des Lichts

344. Die letzte Strecke

Nives hatte den Weg in drei Abschnitte eingeteilt, und der erste war der einfachste. Er führte an einem Berghang entlang, auf dem die Bäume noch nicht so hoch standen wie im Wald um Avelins Haus. Zwischen ihren Stämmen fiel das Morgenlicht in schrägen Streifen auf den Weg, und Lume hielt sich in den Streifen auf, als könne es aus ihnen etwas mitnehmen, das unterwegs verbraucht wurde.

Rauk ging voran. Er hatte den Weg zweimal gemacht, einmal mit Nives und einmal allein, und er trug sein Wissen mit einer solchen Selbstverständlichkeit zur Schau, dass Nerin, hätte sie ihn begleitet, etwas Bemerktes dazu gesagt hätte. Nives dagegen ließ ihm den Vortritt und prüfte nur an den Abzweigungen, ob er auch wirklich den jüngsten Pfad nahm. Einmal führte er sie an einer umgestürzten Buche vorbei, unter der das Wasser eines Seitenbaches dunkel stand. Der Hase setzte über den Bach, ohne die Pfoten nass zu machen, und setzte sich dann umzudrehen, bis die anderen nachkamen.

Lume kam über die Stelle nicht hinweg. Es versuchte es zuerst auf der Höhe der Wasseroberfläche, wo die Falten an seinen Seiten den Zug spürten, den der Bach hinabzog. Der Zug war stärker als der über den Baumwipfeln. Das Wesen wurde dünn, trieb eine Armlänge talwärts und fand sich erst am anderen Ufer wieder, wo Rauk mit geduldig aufgesetzten Ohren wartete. Beim zweiten Bach ließ Lume sich von Nives die Stelle zeigen, an der Steine das Wasser teilten. Es setzte nicht auf die Steine. Es benutzte sie nur, um den eigenen Weg daran zu messen.

Am Abend erreichten sie die erste der alten Rasthütten. Sie bestand aus vier Wänden ohne Fenster und einem Dach, das an einer Seite tiefer hing als an der anderen. Nives schob die Tür mit der Schulter auf und roch zuerst

hinein, wie man in ein fremdes Zimmer riecht, von dem man trotzdem weiß, dass es eines ist. Drinnen lag trockenes Holz unter einer Decke aus Segeltuch, und an der Wand hing ein Heft, in das alle eintrugen, die hier übernachtet hatten. Die letzte Eintragung war zwei Winter alt.

Rauk wählte seinen Platz hinter dem Ofen und ließ sich dort nicht mehr sehen. Lume blieb in der Tür. Der Zug, der bei Tage durch die Wipfel gegangen war, flachte mit der Dunkelheit ab, und etwas an dem Wesen wartete darauf. Nives aß ihr Brot mit dem Käse, den Pavel ihnen mitgegeben hatte, und schrieb die Etappe ins Heft. Sie tat es mit wenigen Worten, wie man einen Weg vermerkt, den man wiedererkennen will, nicht wie einen, den man überstanden hat.

In der Nacht wachte Lume einmal auf. Es hatte keinen Schlaf gekannt, ehe es aus dem Feuer kam, und es kannte ihn jetzt auch nicht, aber es gab etwas, das dem Schlaf ähnelte: ein Sich-Sammeln der Ränder, ein Weniger-Wiegen. Draußen zog der Wind über die Hütte, und in seinem Zug lag ein Ton, den Lume noch nicht gehört hatte. Er war nicht laut. Er war auch nicht für sie da. Aber er ging durch die Gegend wie jemand, der eine Botschaft trägt und sie noch nicht abgeben kann.

Am Morgen fragte Lume Nives nach dem Ton. Die Hüterin wusste ihn nicht. Sie stand lange in der Tür und lauschte in die Wipfel, aber der Tag hatte den Wind schon anders verteilt. Sie notierte den Ton trotzdem, auf die Rückseite ihrer Wegnotiz, unter die Uhrzeit. Lume sah zu, wie sie schrieb, und verstand, dass es dafür einen Ort gab, an dem solche Dinge gehört wurden. Es fragte, wie weit es noch sei.

»Ein Tag«, sagte Nives. »Vielleicht zwei, wenn der Weg uns etwas zeigen will.«

Rauk kam hinter dem Ofen hervor und schüttelte sich. Auf der Schwelle blieb er stehen und hob die Nase in den Wind. Dann ging er hinaus, ohne sich umzusehen, und die anderen folgten ihm in einen Morgen, der nach Harz und kaltem Stein roch.

345. Die Windwarte

Die Warte stand nicht auf einem Gipfel. Sie lag in einer Mulde unter dem Kamm, an der der Wind sich sammelte, wie sich Wasser in einem Becken sammelt, nur langsamer und in Schichten. Wer von Norden kam, sah zuerst die Fenster der oberen Räume zwischen den Bäumen, dann das flache Dach, an dem Drähte entlangliefen, und zuletzt die Tür, die halb in der Erde stand, weil der Weg hier seit Jahren nicht mehr höher stieg.

Die beiden alten Helfer der Warte kamen heraus, ehe Nives den Hof betreten hatte. Der eine hieß Torel und trug immer zwei Mützen übereinander,

auch im Sommer; der andere hieß Berrit und sprach so leise, dass man sich zu ihm herunterbeugen musste, was er offenbar gern hatte. Sie begrüßten Nives, wie man eine Frau begrüßt, deren Rückkehr man nicht ständig erwähnt haben will. Dann sahen sie Lume an. Berrit hob die Hand bis auf die Höhe seiner Brust und ließ sie dort liegen, nicht höher. Lume glitt auf den Rand seiner Handfläche und blieb einen Atemzug dort sitzen. Die Finger des alten Mannes zitterten ein wenig. Er schloss sie nicht.

Windling kam aus dem oberen Raum. Er hatte die Reisenden gehört, ehe sie den Hof betraten, das behauptete er später jedenfalls, und niemand widerlegte ihn. Er kreiste einmal über dem Hof, ein blauer Ring in der Morgenluft, und stürzte sich dann auf Rauk mit einer Freude, die jeden anderen Körper aus den Angeln gehoben hätte. Der Hase fing ihn auf, hielt ihn eine Weile mit den Vorderpfoten am Boden fest und ließ ihn dann wieder los, mit der Miene eines Wesens, das für diesen einen Moment die Würde der Erde mit der Würde des Himmels versöhnt hatte.

Die anderen beiden blauen Wesen hielten sich zurück. Eines von ihnen beobachtete Lume aus dem Schatten des Dachvorsprungs, das andere aus dem geöffneten Fenster des oberen Raums. Nives erklärte Lume nicht, wer sie waren. Sie stellte sich neben das Wesen, das im Schatten wartete, und blieb einfach da, bis Lume selbst näherkam. Die beiden Gestalten maßen einander mit den Rändern. Keine von ihnen wurde breiter. Keine wurde schmaler. Nach einer Weile glitten sie gemeinsam in den Windzug am Dachrand, und Rauk, der es von unten sah, schnaubte auf eine Weise, die jeder, der ihn kannte, als Zustimmung auslegte.

Am Nachmittag ging Nives in die oberen Räume. Sie hieß die drei, die mitgekommen waren, mitgehen. Die Treppe bestand aus Holz und aus Steinen abwechselnd, und an zwei Stellen musste man den Kopf einziehen. Oben öffnete sich ein Raum, in dem der Wind hörbar war, ehe er an die Fenster kam. Es war kein Rauschen. Es war eher ein Tragen und Abgeben, wie wenn viele Hände ein leichtes Ding weiterreichen. An den Wänden hingen Röhren aus Ton und aus Holz, einige offene, einige mit feinen Häuten über die Öffnungen gespannt. Die Häute kamen von keinem Tier. Nives hatte sie vor Jahren aus den Schuppen der Warte mitgenommen, und niemand auf der Warte wusste mehr, wer sie gemacht hatte.

Lume stellte sich in die Mitte des Raums. Die Falten an seinen Seiten öffneten sich von selbst. Der Wind, der hier oben ging, unterschied sich von dem in den Baumwipfeln, und Lume hörte etwas darin, das es noch nicht benennen konnte. Es blieb lange stehen. Rauk setzte sich auf die Schwelle und tat so, als bewache er die Treppe. Torel brachte Tee in eine Kanne, die zwei Henkel hatte, einen für jede Hand, und sagte dazu, auf dieser Warte habe noch nie ein Ding nur einen Zweck gehabt.

Als es Abend wurde, holte Berrit die Lampe. In ihrem Schein zeigte er Lume die Stelle an der Wand, an der die älteste der Röhren hing. Sie war aus Ton, angerauht von vielen Händen, und ihre Öffnung war so schmal, dass nur ein leiser Zug hindurchpasste. Wenn der Wind von Nordwesten kam, sagte Berrit, dann sprach diese Röhre zuerst. Man könne sich auf sie verlassen wie auf einen alten Hund, der nur noch bei einer bestimmten Art von Besuch bellt.

In der Nacht kam der Wind von Nordwesten. Niemand außer Lume hörte die Röhre. Aber Lume hörte sie, und es hörte in dem Ton etwas, das es schon einmal gehört hatte, weit im Süden, in einem Feuer, das gold geworden war: ein Ruhen, das keine Vollendung mehr verlangte. Es ging in der Frühe zu Nives, die auf ihrer Bank im unteren Raum lag, und weckte sie nicht. Statt dessen setzte es sich an das Fenster und wartete auf den Morgen, wie es das auf der hellen Ebene gelernt hatte. Unter ihm im Hof stand der neue Tag noch dunkel. Aber er stand schon da.

346. Der große sechste Band

Der sechste Band lag in einem eigenen Raum neben der Treppe, auf einem Tisch, der für ihn gebaut worden war. Das Buch war zu groß für ein Regal und zu schwer für eine einzelne Person, wenn diese Person nicht Nives war, die es seit Jahren hob. Die Einbanddeckel bestanden aus Holz, das dunkel geworden war, wo die Hände der Hüterin es gepackt hatten, und zwischen den Deckeln lagen Blätter von sehr unterschiedlicher Dicke. Einige waren aus Papier. Einige waren aus einem Stoff, den die Warte selbst gewann. Und an drei Stellen waren Blätter aus etwas eingehängt, das aussah wie getrocknetes Licht und sich anfühlte wie die Seite eines Spiegels, die man mit der warmen Hand berührt hat.

Nives schlug den Band an der Stelle auf, die sie auf der Reise berichtigt hatte. Der Bericht über das sechste Feld stand dort in ihrer eigenen Schrift, und daneben, in einer schnelleren, unsteteren, die Zeile des jungen Boten, der sie damals begleitet hatte. Sie las beide einmal laut vor, die alte Fassung und die Randnotiz, die sie in Auenbrück geschrieben hatte. Dann nahm sie ein Blatt aus dem Schrank, das dieselbe Maserung trug wie die Seiten des Bandes, und begann die Berichtigung einzutragen.

Es war eine langsame Arbeit, und zwar aus einem Grund, den Mara ihr auf dem Weg erklärt hätte, wenn sie dabei gewesen wäre: Man durfte in diesem Buch nichts tilgen. Der Fehler blieb stehen, die Berichtigung wurde daneben gesetzt, und zwischen beiden vermerkte die Hüterin das Datum und die Hände, die dabei gewesen waren. Der große sechste Band war kein Buch, das eine endgültige Fassung besaß. Er war ein Buch, das lernte.

Lume beobachtete die Arbeit vom Fenster aus. Es verstand nicht alles, was die Hüterin tat, aber es begriff das Wichtigste, wie es auch das Wasser im Bach begriffen hatte: an der Bewegung. Als Nives die Feder senkte und den neuen Satz trocknen ließ, kam das Wesen näher und sah auf die Stelle, an der zwei Wahrheiten nebeneinander lagen, ohne einander zu verdrängen. Es machte seinen weichen Laut. Nives nickte, ohne aufzusehen. Sie hatte den Laut schon verstanden, ehe er da war.

Am Mittag gingen sie in die Windräume hinauf. Torel und Berri arbeiteten unten an den Drähten weiter, aber die drei anderen folgten der Hüterin, und Rauk nahm seinen Platz auf der Schwelle wieder ein. In den Röhren ging ein Ton um, den Nives noch nicht kannte. Sie hörte ihn an vier Stellen und ging dann an die mittlere Röhre, die alte mit den angerauhten Wänden, und legte das Ohr an die Öffnung, so wie man sich an eine Tür legt, hinter der jemand leise spricht.

Der Ton kam nicht von Nordwesten. Er kam von weiter her, aus einer Richtung, für die es auf den Karten der Warte nur eine leere Stelle gab, und in ihm lag etwas, das Nives an einen Abend in Auenbrück erinnerte, an dem acht Blätter auf einem Tisch gelegen hatten und niemand den Kreis schließen wollte. Sie nahm ihren Stab, den sie seit der Ebene wieder bei sich trug, und stimmte ihn mit einem kurzen Schlag. Der Ton in den Röhren antwortete nicht. Aber er veränderte sich, und das war mehr, als sie erwartet hatte.

Lume stand mitten im Raum. Es hatte die Flügel, wenn man die Falten so nennen wollte, weit geöffnet und hielt sie in dem Zug, der von der leeren Stelle her kam. Sein Gold bewegte sich schneller als sonst. Nives sah es an und dachte an das Feuer, das gold geworden war, und an die sinkende Kurve auf Maelis' Blatt, und an Deya, die auf einem Platz bestanden hatte, den noch niemand benannt hatte.

Sie setzte sich auf die flache Bank unter dem Fenster und schrieb einen Brief. Es war ein kurzer Brief, und sie schrieb ihn in der Sprache, die alle verstanden, die zwischen den Orten gingen. Sie schrieb: Die Räume hören etwas aus der leeren Stelle. Es klingt wie ein Feuer, das seinen Abend sucht. Lume kennt den Ton. Wir werden prüfen, ob er zu den sieben Feuern gehört. Sie schrieb dazu, wie man prüfen würde, und dass sie dazu den großen Band nicht brauchte, sondern die Gefäße, und dass sie mit den Gefäßen an die Stelle gehen würde, an der der Wind am ehesten eine Antwort trug.

Als der Brief fertig war, gab sie ihn Berri, der ihn zur nächsten Botenstation bringen ließ, einer Nische am Kamm, in der eine Kassette stand, die alle zwei Tage geleert wurde. Der Brief würde in zwei Tagen in der Stadt der Gäste sein und von dort mit Leander flussaufwärts nach Auenbrück. Nives wusste, was für ein Umweg das war. Sie schrieb deshalb einen zweiten Brief, einen kürzeren, und gab ihm eine andere Gestalt: Sie ging am Abend

auf den Kamm, dorthin, wo die Warte den Wind am freiesten hörte, und sprach einen Satz in die Röhre, die nach Nordwesten zeigte. Der Wind nahm ihn auf oder nahm ihn nicht. Das gehörte bei einer solchen Bitte dazu.

Lume begleitete sie. Auf dem Kamm standen die beiden anderen blauen Wesen schon dort, als hätten sie die Stunde gekannt. Sie hielten sich über dem Abgrund, wo der Wind am gleichmäßigsten ging, und ließen sich von ihm tragen, ohne zu fliegen. Nives sprach ihren Satz. Lume sprach seinen Laut. Die blauen Wesen antworteten mit nichts, was man hören konnte, aber die Luft über dem Kamm wurde für einen Augenblick so klar, dass man das Tal darunter bis auf den Grund sehen konnte, wo ein Bach in der Dämmerung stand wie ein geschriebenes Wort.

Unten in der Warte brannte Licht. Rauk saß vor der Tür und sah dem Wind zu, so gut man einem Wind zusehen kann. Der Hase wartete auf das, was alle auf der Warte warteten: auf eine Antwort, die man nicht erzwingen konnte. Er war in den letzten Wochen besser darin geworden als jeder andere, den Nives kannte.

347. Was die Räume hörten

Am dritten Morgen ging Nives mit ihren Gefäßen auf den Kamm. Sie hatte die sechs Schalen in das alte Traggestell gebunden, mit dem sie schon die Ebene überquert hatte: Erde, Sand, Salz, Wasser, ein Blatt und der freie Raum, der als Gefäß eine offene Höhlung aus Ton besaß, in die man nichts hineinlegte. Lume begleitete sie. Rauk blieb diesmal unten bei der Warte. Er hatte sich vor die Tür gesetzt, mit dem Rücken zum Haus, und sah nach Süden, als wolle er eine Ankunft bewachen, die noch nicht in Sicht war.

Auf dem Kamm stellte Nives die Gefäße in einer Reihe auf und stellte sich davor, wie ein Mensch, der nicht wusste, was er tat, und gerade deshalb genau wusste, dass er es trotzdem tat. Der Wind kam von der leeren Stelle her, unverändert, ein Tragen und Abgeben, das keine Richtung haben wollte. Die Hüterin wartete, bis die Schalen sich gesetzt hatten, die Erde sich nicht mehr bewegte, das Wasser still stand. Dann nahm sie den Stab und schlug ihn nicht. Sie hielt ihn nur über die Gefäße, und die Gefäße antworteten in ihrer Reihenfolge, wie Saiten, die man nicht anspielt, sondern nur anspricht.

Die Erde blieb Erde. Der Sand rutschte um eine Kornbreite, mehr nicht. Das Salz lag still. Das Wasser aber bekam an seinem Rand einen schmalen Ring, der nicht vom Wind kam, sondern von unten, als antworte etwas im Grund der Schale. Das Blatt hob sich nicht von seiner Stelle, aber es drehte sich um die eigene Achse, langsam, wie ein Blatt, das im Wasser liegt und nicht im Wind. Und der freie Raum tat, was er immer tat: nichts Sichtbares.

Nives sah ihn lange an. Sie hätte dem freien Raum nie zugetraut, dass er ihr Arbeit machen könnte, und gerade das war das Zeichen, an dem sie den Bericht erkannte.

Sie prüfte den Ring im Wasser dreimal an drei verschiedenen Stellen des Kamms. Der Ring blieb. Er wurde nicht breiter, wenn der Wind zunahm, und nicht schmaler, wenn er fiel. Das war es, was die Hüterin an Maelis' sinkende Kurve denken ließ. Eine Bewegung, die nicht mehr zunahm. Etwas, das seinen Höhepunkt hinter sich hatte und jetzt nicht mehr steigen wollte, sondern ankommen.

Lume stand während der ganzen Arbeit abseits. Es hielt die Falten geschlossen und beobachtete die Schalen, wie es in Auenbrück die Blätter auf Maras Tisch beobachtet hatte: als Dinge, die man nicht berühren durfte, ehe man verstand, was in ihnen lag. Erst als Nives das Blatt wieder in sein Fach des Gestells legte, kam es näher und ließ sich den Ring beschreiben, den das Wasser gehabt hatte. Es kannte ihn nicht. Aber es kannte etwas, das ihm ähnelte, und es versuchte, den Laut dafür zu finden. Der Laut kam nicht. Lume machte stattdessen die Bewegung, mit der es auf der Ebene das große Wasser in der Ferne angezeigt hatte: beide Falten halb geöffnet, dann eine sanft gesenkt.

Nives verstand nicht alles. Sie verstand genug.

Sie schrieb am Abend einen dritten Brief, und dieser war der längste. Sie schrieb ihn an Mara, aber sie schrieb ihn so, dass er auch vorgelesen werden konnte, und sie schrieb ihn so, dass er die Wahrheit nicht zu einem Auftrag für andere machte. Die Wahrheit war: Etwas suchte seinen Abend, und es suchte ihn nicht bei der Warte. Es suchte ihn dort, wo die sieben Feuer brannten, und es war kein Unglück. Es war eher eine Müdigkeit, die groß genug war, um sie von weitem zu hören. Nives schrieb dazu, was sie nicht wusste, und sie schrieb es deutlich, weil ein Bericht, der seine Lücken verschwieg, kein Bericht war, sondern eine Verführung.

Den Brief gab sie wieder Berrit. Der Alte nahm ihn und hielt ihn eine Weile in beiden Händen, so wie er die Lampe hielt, mit der Achtung für Dinge, die man fallen lassen kann. Dann sagte er, was er seit zwei Tagen nicht gesagt hatte: Der Wind von der leeren Stelle habe schon einmal hierher gefunden, vor vielen Jahren. Damals sei der große Band noch jung gewesen. Die damalige Hüterin, deren Name auf der ersten Seite stand, habe in den Rand geschrieben, dass Feuer und Abend zusammengehörten wie Fragen und Antworten, und dass man eines nicht von dem anderen trennen dürfe, ohne beiden zu schaden.

Nives fragte, was die damalige Hüterin getan habe. Berrit hob die Schultern, so weit es sein Körper erlaubte, und sagte: Sie sei hingegangen. Mehr habe der Rand nicht verraten, und der Rest des Blattes sei im Wasser gewe-

sen, als die Warte den großen Brand hatte, der auch die Mützen Torels erklärt, wenn man lange genug nachfragt.

Lume saß auf der Fensterbank und hörte zu. Als Berrit geendet hatte, machte es seinen weichen Laut, und diesmal war der Laut eine Antwort. Das Wesen wollte hingehen. Es gehörte zu dem Ton aus der leeren Stelle wie ein Kind zu einer Sprache, die man in ihm gesprochen hatte, ehe es sprechen konnte. Nives sah es an. Sie hätte es gern behalten, für die Warte, für die Röhren, für alles, was das Wesen schon jetzt hörte, wo andere hören mussten. Sie sagte nichts davon. Sie fragte nur, ob Lume wisse, wie weit es sei.

Lume antwortete mit dem Laut, den es gemacht hatte, als es zum ersten Mal über den Bäumen Avelins Haus gelacht hatte. Der Laut bedeutete: weit, aber nicht schwer.

348. Der Brief aus dem Norden

Der Brief kam an einem Tag, an dem die Werkstatt voller gewöhnlicher Arbeit war. Eine Kundin hatte drei Kochbücher gebracht, die alle in ein und dieselbe Wasserlache gefallen waren, und Jorin hatte die Lagen der ersten beiden schon getrennt und zum Trocknen aufgehängt, als die Botin des Briefhauses den Hof betrat. Mara sah sie vom Fenster aus und wusste, ehe sie etwas gesagt hatte, dass der Brief aus dem Norden kam. Es lag etwas in dem Gang der Frau, das man nicht benennen konnte, wenn man es nicht kannte: Botschaften aus der Ferne gingen langsamer durch die Welt, auch wenn die Botin sich beeilte.

Sie las den Brief am Küchentisch. Nerin stand am Herd und kochte, was sie immer kochte, wenn sie nicht wusste, ob Mara etwas brauchen würde: Suppe mit viel Ingwer und einem Bund Kräutern, das Tilda als Beruhigungsmittel für Kinder und Daimonen ausgab. Elias saß am Tisch und reparierte die Laterne, was er nicht mehr nötig gehabt hätte, weil die Laterne heil war, aber er tat es mit einer so großen Zufriedenheit, dass Mara ihm nie gesagt hatte, dass sie es bemerkt hatte.

Sie las den Brief vor. Es war der dritte von Nives, und er war der längste, und als sie zu Ende war, war die Suppe kalt geworden, und niemand hatte es gemerkt.

Nerin stellte den Kochlöffel ab. »Dann müssen wir Maelis fragen«, sagte sie. »Die sinkende Kurve war ihre Zeichnung. Wenn das Feuer seinen Abend sucht, dann ist das ihre Frage gewesen, lange bevor der Wind davon sprach.«

Mara nickte. Sie hatte das Blatt noch in der Hand. Acht Felder, von verschiedenen Händen, und über ihnen der freie Rand, den sie nie ausgefüllt hatte. Jetzt legte sie den Brief Nives' an den Rand, und er passte dorthin,

wie ein Stein in eine Lücke passt, die man für einen anderen Stein gehalten hatte.

»Und wir müssen Amsel fragen«, sagte Mara. »Der achte Band muss zurück. Orels Blätter auch. Wenn wir nach Leth gehen, dann fragen wir sie, was sie über das Feuer weiß.« Sie hielt inne und spürte, wie der Plan in ihr zu einem wurde, der keine Eile hatte und doch keinen Aufschub vertrug. »Und wir müssen Ione sagen, dass wir an der Quelle vorbeikommen.«

Elias legte die Laterne zusammen, den letzten Ring, und setzte sie vor sich auf den Tisch. Er hatte dem Ganzen zugehört, wie er allem zuhörte, mit der Aufmerksamkeit eines Wesens, das den Abstand zwischen dem, was man tat, und dem, was dabei geschah, besser kannte als jeder andere. »Namar wird es wissen wollen«, sagte er. »Nicht weil es ihm jemand sagen muss. Aber weil es eine Frage ist, die man ihm stellen darf, statt sie für ihn zu beantworten.«

Mara sah ihn an. Es gab eine Zeit gewesen, in der jeder Satz des Daimons sie an den Rand ihrer Geduld gebracht hätte, weil sie in jedem von ihnen eine Ausrede vermutet hatte. Heute hörte sie den Satz und wusste, dass er recht hatte, und wusste zugleich, dass das Wissen allein das Feuer nicht zu seinem Abend tragen würde. Man musste hingehen. Man musste die Bücher zurückgeben, die man sich geliehen hatte, und man musste die Fragen stellen, die man sich selbst gestellt hatte, ehe man wusste, dass sie Fragen waren.

Jorin kam aus der Werkstatt, die Hände voller Papierstaub, und hörte die letzte Hälfte noch. Er stellte sich an den Tisch, wie er sich in den letzten Monaten oft an Tische gestellt hatte: nicht um zu reden, sondern um da zu sein, wenn die anderen redeten. Mara sah ihren Bruder an. Er war in den neun Jahren, die für sie neun Jahre gewesen waren und für ihn etwas anderes, das niemand je würde beschreiben können, ein Mensch geworden, der sich an Tische stellte. Das war nicht wenig.

»Ich kann die Werkstatt führen«, sagte Jorin. »Zwei Wochen. Auch drei. Tilda hilft.«

»Du hast die Kochbücher«, sagte Mara.

»Die Kochbücher«, sagte Jorin, »sind Wasser. Ich bin ein Seidel. Wir haben uns verstanden.«

Es wurde keine lange Beratung. Das war das Erstaunliche, das Mara erst im Rückblick bemerkte: Es wurde keine lange Beratung. Vor zwei Jahren hätte ein solcher Plan Versammlungen gebraucht, Listen, das Zureden von einem Dutzend Menschen, die alle das Recht gehabt hätten, mitzureden. Heute genügten ein Küchentisch, eine Suppe, ein Bruder mit Papierstaub an den Händen und eine Elfe, die den Ingwer in den Topf gab und sagte, wann es Zeit war aufzubrechen.

Man musste nur noch Ione schreiben. Und man musste Sahir schreiben, denn der Weg nach Avar führte über seine Karte, und die Karte gehörte ihm. Mara holte Papier. Als sie die Feder anzog, spürte sie in der Hand dieselbe Ruhe, die sie in den letzten Monaten oft gespürt hatte, wenn sie arbeitete: die Ruhe einer Frau, die wusste, dass die Dinge, die sie tat, nicht die letzten großen Dinge waren, sondern die nächsten. Das war ein Unterschied, den man nicht erklären konnte. Man konnte ihn nur haben.

349. Die Spur im Wasser

Die Absenderin des verlorenen Umschlags hieß Alwine, und Ione hatte sie in vier Tagen gefunden. Es war keine Detektivarbeit gewesen, wie die Briefhüterin in ihrem Schreiben betonte, sondern eine Arbeit mit Listen und mit der Geduld der Botinnen, die sich an alles erinnern konnten, was sie in den letzten Jahren den Steg hinaufgetragen hatten. Der Umschlag, der unter dem Steg gesunken war, hatte zu einer Sendung gehört, die eine alte Frau von der mittleren Terrasse aufgegeben hatte. Die Frau schrieb jeden Monat denselben Brief an ihren Bruder, der in einer Werkstadt im Norden lebte und seit einem Streit, der älter war als manche Tür in der Stadt, nicht mehr geantwortet hatte.

Mara traf Alwine am Morgen nach ihrer Ankunft im Briefhaus. Die Frau saß im vorderen Raum auf dem Stuhl, den man für Gäste hinstellte, und hielt ihre Hände im Schoß gefaltet, so wie Menschen ihre Hände falten, wenn sie warten müssen und es nicht gewohnt sind. Sie trug eine Jacke aus braunem Stoff, an deren Ärmeln die Stellen aufgehellte waren, an denen jahrelang ein Tisch gerieben hatte. Ione hatte ihr die Sache mit dem Wasser und dem Beutel und dem Umschlag erzählt, der sich unter der Kante gelöst hatte, und die Frau war gekommen, ohne dass man sie bitten musste.

»Ich schreibe ihm jeden Monat«, sagte Alwine, als Mara sich zu ihr setzte. »Er liest es vielleicht nicht. Aber ich schreibe es. Das ist mein Teil.«

Mara sah die Frau an und dachte an die neun Jahre, in denen sie auf Jorin gewartet hatte, und an all die Menschen, die ihr damals hatten sagen wollen, was sie durfte und was nicht. Sie sagte nichts davon. Sie sagte: »Dann schreiben Sie ihm auch diesen Monat.«

Die Aufgabe war einfach und war es nicht. Der verlorene Umschlag ließ sich nicht wiederherstellen. Das Papier war unter dem Steg gesunken, und selbst wenn die Strömung es irgendwo anlandete, würde die Tinte vergangen sein. Aber die Sendung, die im Beutel gerettet worden war, enthielt Alwines Brief von diesem Monat nicht. Der Brief steckte in dem einen Umschlag, den das Wasser genommen hatte. Die Frau hatte also nichts verloren, was noch vorhanden war, und alles verloren, was sie geschrieben hatte.

Ione brachte das Verzeichnis der Sendungen und legte es vor Alwine auf den Tisch. Sie tat es mit der gesunden Hand, und Mara sah, wie die Frau auf die Hand sah, auf die Stütze, auf die feine neue Verbindung zwischen zwei Hautschichten. Ione ließ sich ansehen, was da war. Sie hatte es in den letzten Monaten gelernt, und es fiel ihr leichter, als sie gedacht hätte, dass es ihr fallen würde.

»Sie können neu schreiben«, sagte Ione. »Oder Sie können den Monat auslassen.«

Alwine sah die Briefhüterin an. Dann sah sie Mara an, und in ihrem Blick lag eine Frage, die keine der beiden Frauen beantworten konnte, weil sie nur die Frau selbst betraf. »Was hat er denn gesagt«, fragte Alwine schließlich, »der Mann, der seinen Brief neu geschrieben hat? Der, von dem Sie mir erzählt haben.«

»Er hat eine kürzere Nachricht geschrieben«, sagte Mara. »Und er hat sie unterschrieben.«

Die Frau nickte. Sie nickte noch einmal, und dann stand sie auf, und es war, als stünde sie von einem Tisch auf, an dem sie jahrelang gesessen hatte, ohne zu wissen, dass es ein Tisch war. »Dann schreibe ich kurz«, sagte sie. »Und ich unterschreibe.«

Sie schrieb an dem kleinen Tisch im Flur, auf dem das Papier lag, das das Briefhaus für solche Fälle bereithielt. Sie brauchte lange für die erste Zeile, wie der Mann damals, dessen Brief Mara in der Werkstatt gesehen hatte. Die Feder der alten Frau zitterte nicht. Sie hielt nur inne, zwischen den Wörtern, an Stellen, an denen früher ganze Sätze gestanden hatten, die man nicht brauchte, wenn man kurz schrieb.

Als sie fertig war, gab sie den Brief Ione. Die Briefhüterin las ihn nicht. Sie nahm ihn, legte ihn in einen Umschlag und schrieb die Anschrift der Werkstatt im Norden darauf. Es war dieselbe Anschrift, die auf dem Verlorenen gestanden hatte. Aber der Brief, der nun darin lag, war nicht derselbe. Er war kürzer. Er war unterschrieben. Und er enthielt einen Satz, den der alte Brief nicht enthalten hatte, weil die Frau ihn erst jetzt gefunden hatte, in dem Moment, in dem sie das Blatt nahm und die Feder anzog: Ich schreibe nicht, damit du antwortest. Ich schreibe, weil ich es tue.

Der Umschlag wurde versandt. Er ging mit dem Boot, das am Nachmittag ablegte, und Leander, der ihn trug, wusste nichts von der Geschichte, die darin lag. Das war gut so. Ein Brief, der angekommen war, brauchte keine Geschichte mehr, um zu sein, was er war.

Alwine blieb noch eine Weile im Briefhaus. Sie trank den Tee, den eine der Botinnen brachte, und sie unterhielt sich mit Ione über den Preis von Birnen, der in diesem Herbst hoch war. Mara saß daneben und hörte zu und begriff, dass sie an einem Nachmittag teilnahm, der nichts Besonderes war

und der gerade deshalb etwas war, das man mit nach Hause nehmen konnte. Als die Frau ging, blieb sie in der Tür noch einmal stehen. Sie sah den Flur hinunter, die Fächer, die Schränke, die Botinnen, die kamen und gingen. Dann verneigte sie sich leicht, für niemand Bestimmten, und ging die Treppe hinunter, auf denen alles angefangen hatte.

In der Nacht, bevor Mara zurückfuhr, stand sie noch einmal am Fenster des Gästezimmers im Briefhaus. Unten auf der Terrasse zogen Menschen nach Hause. Eine Frau trug einen Blumentopf, den sie beide Hände nahm. Ein Mann schloss einen Laden, und der Laut des Ladens ging durch die Abendluft wie eine kleine, gewöhnliche Glocke. Mara dachte an den Umschlag, der unter dem Steg gesunken war, und daran, dass niemand ihn ersetzt hatte, und dass trotzdem ein Brief angekommen war, wo er ankommen sollte. Es war kein Wunder. Es war eine Arbeit, die jemand getan hatte, mit einer Feder, die zitterte, und einer Hand, die nicht zitterte. Mara fand, dass das reichte. Sie schloss das Fenster und ging schlafen, und der Schlaf kam, wie er in den letzten Monaten oft gekommen war: ohne Verhandlung.

350. Lumes Bogen

Nives trug den leeren Rahmen auf die obere Treppe. Am Abend zuvor hatte sie einen Riss im Holz geleimt. Nun hielt die Verbindung, doch der Rahmen hing schief, sobald sie ihn nur an einer Ecke fasste.

Torel wollte ihr helfen.

»Nicht festmachen«, sagte sie. »Ich möchte sehen, wie er sich bewegt.«

Er brachte zwei Haken und eine Schnur. Gemeinsam hängten sie das Rechteck unter den Dachvorsprung. Der Wind drehte es langsam zur Seite.

Lume schwebte hinter Nives im Treppenhaus. Seine Ränder streiften über die Wand, ohne den Kalkstaub zu lösen. Seit dem Morgen hatte es dreimal versucht, ins Freie zu gelangen. Jedes Mal war es im Zug über der Tür zurückgewichen.

Nives trat vom Eingang fort.

»Jetzt kannst du.«

Lume glitt hinaus.

Über den Stufen zog es sich in die Länge. Ein schmaler heller Saum lief von seiner Mitte bis an die äußerste Falte. Dann traf es der Wind vom Kamm. Die Falte schlug um, und Lume wurde seitwärts gegen den Rahmen getragen.

Es fing sich, bevor es das Holz berührte.

Torel griff nach der Schnur.

»Lassen«, sagte Nives.

Der Rahmen schwang zurück. Lume folgte ihm eine halbe Drehung weit und glitt unter der unteren Leiste hindurch. Im Schutz der Treppenwange sammelten sich seine Ränder wieder.

Nives ging in die Hocke.

»Noch einmal?«

Lume gab einen kurzen Laut von sich.

Sie wartete.

Unter ihnen lief Rauk über den Hof. Er blieb neben dem Wasserfass stehen und sah nach oben. Lume hob sich aus dem Windschatten und zog über seinen Kopf hinweg. Der Hase duckte sich, obwohl genügend Platz blieb.

Beim zweiten Versuch erreichte Lume den Dachrand.

Dort liefen zwei Luftzüge zusammen. Einer kam vom Kamm, kalt und gleichmäßig. Der andere stieg von der sonnenwarmen Hauswand auf. Lume geriet genau zwischen beide. Seine Mitte blieb beinahe stehen, während die äußeren Ränder in verschiedene Richtungen zogen.

Nives legte eine Hand an den Türpfosten.

Aus Lumes hellem Saum wurden zwei Linien. Für einen Augenblick sah es aus, als teilte sich das Wesen. Dann faltete es die untere Hälfte ein und kippte über die warme Luft hinweg.

Es war über dem Dach.

Torel ließ die Schnur los. Der Rahmen schlug gegen den Haken.

Lume stieg weiter.

Nives ging bis an die oberste Stufe. Von dort konnte sie die Baumkronen hinter der Warte sehen. Über den Fichten zog eine breite Wolke nach Osten. Darunter bewegte sich Lume wie ein heller Faden, der im richtigen Augenblick breiter wurde.

»Es kommt nicht zurück«, sagte Torel.

»Noch nicht.«

Sie hörte, wie sicher ihre Antwort klang, und nahm die Hand vom Pfosten.

Lume hatte den Hof bisher nie verlassen.

Über der letzten Fichte bog es nach Süden ab. Der Wind zog seinen Körper flach, bis Nives nur noch einen schimmernden Rand erkannte. Dieser Rand hielt sich gegen das Grau der Wolke, verschwand hinter einem Ast und tauchte weiter rechts wieder auf.

Nives ging die Treppe hinunter.

Rauk folgte ihr bis zum Zaun. Dort setzte er sich auf die Hinterpfoten. Seine Ohren drehten sich unabhängig voneinander.

Hinter dem Zaun fiel der Boden ab. Zwischen den ersten Bäumen lag eine Rinne, durch die im Frühjahr Schmelzwasser floss. Jetzt war sie trocken und voller Laub.

Nives suchte Lume über den Wipfeln.

Ein heller Fleck erschien zwischen zwei Stämmen.

Nicht oben.

Sie öffnete das Gatter.

Lume hing unter dem untersten Ast einer Fichte. Seine Ränder waren eng zusammengelegt. Der Wind strich darüber hinweg und erreichte es kaum noch.

Nives blieb auf dem Weg stehen.

»Hier entlang.«

Sie streckte die Hand aus, hielt sie jedoch unterhalb des Wesens. Lume hätte auf ihr landen können.

Es bewegte sich nicht.

Hinter ihr knackte ein Zweig. Torel kam mit einer langen Stange durch das Gatter.

»Damit könnte ich den Ast herunterziehen.«

Nives sah zur Krone hinauf. Jeder Ast darüber bewegte sich. Nur der niedrige blieb beinahe still.

»Dann kommt der Wind auch herunter.«

Torel stellte die Stange an den Zaun.

Lume löste eine Falte aus seiner Mitte. Sie hing schmal und durchsichtig in der Luft. Als ein schwacher Zug sie berührte, richtete sie sich auf.

Nives zog die ausgestreckte Hand zurück.

Das Wesen sank eine Handbreit tiefer.

Unter dem Ast lag eine Lücke zwischen den Wurzeln. Durch sie bewegte sich trockenes Laub. Lume neigte sich zur Lücke, hielt inne und glitt dann über die Blätter.

Rauk kam durch das Gatter.

Er ging an Nives vorbei und verschwand hinter dem Stamm. Auf der anderen Seite raschelte es. Lume folgte dem Geräusch bis an den Rand der Rinne.

Dort hob es sich wieder.

Ein Luftzug lief dicht über dem Boden talwärts. Lume lag darin, kaum höher als die Gräser. Seine Ränder öffneten sich nacheinander. Das matte Licht in seinem Inneren wurde deutlicher, sobald ein Teil des Körpers vom Boden freikam.

Nives ging parallel am Zaun entlang.

Am Ende der Rinne musste Lume steigen. Dahinter stand eine dichte Reihe junger Bäume. Nives sah keine Lücke.

Sie blieb stehen.

Lume wurde breiter.

Sein vorderer Rand bog sich nach oben. Der hintere zog noch über das Laub. Für einen Atemzug hing das Wesen schräg zwischen Erde und Luft. Dann strömte der Wind unter die ganze Fläche.

Es stieg über die jungen Bäume.

Nives lachte so plötzlich, dass Torel sie ansah.

Lume zog einen weiten Bogen.

Diesmal konnte sie die Form verfolgen. Das Wesen stieg nicht gerade auf. Es glitt mit dem Wind nach rechts, gewann über einer lichten Stelle an Höhe und drehte erst dort zur Warte zurück.

Über den Bäumen lag sein Schatten.

Er war größer als Lume selbst. An den Rändern zeigten sich feine Verzweigungen, die einen Augenblick auf den Fichtenspitzen ruhten. Als Lume sich zusammenfaltete, verschwanden sie.

Vom Haus kam ein dumpfer Schlag.

Berrit hatte das obere Fenster geschlossen.

Der aufsteigende Luftzug an der Wand brach ab.

Lume geriet vor dem Dach ins Sinken.

Nives wandte sich um und rief hinauf. Berrit verstand sie nicht. Er legte die Hand ans Ohr.

»Das Fenster!«

Er sah zuerst zum Himmel, dann zur Wand. Schließlich öffnete er den Flügel wieder.

Warme Luft strich hinaus.

Lume erreichte sie nicht sofort. Es zog einen zweiten, kleineren Bogen über dem Hof. Der aufgehängte Rahmen drehte sich ihm entgegen.

Nives wollte zur Treppe laufen.

Da glitt Lume unter der unteren Leiste hindurch, genau wie beim ersten Versuch. Es nutzte den freien Raum zwischen Rahmen und Wand und sank auf das breite Fensterbrett.

Berrit trat zurück.

Aus der Nähe konnte Nives sehen, wie langsam Lumes Ränder sich zusammenzogen. Ein Teil blieb dünn und beinahe farblos.

Sie holte eine flache Schale Wasser.

Lume nahm nichts daraus. Es schwebte über der Oberfläche. Unter ihm entstanden feine Kreise, obwohl kein Luftzug durchs Fenster ging.

Nives stellte die Schale nicht näher.

Torel brachte die Stange ins Haus. Rauk sprang über die Schwelle und legte sich unter den Tisch, als hätte er den Weg allein gemacht.

Nach einer Weile hob Lume den schmalen Rand.

Er wurde heller.

»Weit«, sagte es.

Nives setzte sich auf den Boden.

»Ja.«

Lume drehte sich zum Fenster. Nives rückte zur Seite, damit es hinausblicken konnte. Über den Wipfeln war die Wolke weitergezogen. An der Stelle, wo Lume aufgestiegen war, lag jetzt Sonne.

Berrit nahm den Fensterhaken in die Hand.

»Offen lassen?«

Nives sah zu Lume.

Das Wesen glitt bis an die äußere Kante des Brettes, blieb dort und zog sich wieder zurück.

»Halb«, sagte Nives.

Berrit hakte den Flügel ein.

Später holte sie ihr Heft. Sie zeichnete den Weg über den Bäumen und daneben den niedrigen Weg durch die Rinne. An der Stelle unter der Fichte setzte sie einen Punkt.

Dann strich sie den geraden Rückweg aus, den sie am Morgen eingezeichnet hatte.

Lume schwebte über ihrer Schulter.

Nives legte die Feder hin und hielt ihm das Blatt hin. Das Wesen neigte sich darüber. Ein kühler Zug strich über die noch feuchte Tinte, ohne sie zu verschieben.

Am Abend nahm Torel den Rahmen ab.

»Morgen wieder?«

»Häng ihn an den anderen Haken«, sagte Nives. »Dort bleibt mehr Platz.«

Lume folgte dem Holz bis zur Tür.

Bevor Torel es hineinragen konnte, glitt das Wesen noch einmal durch die leere Mitte.

351. Die Vorbereitungen

Die Reise wurde in der Werkstatt geplant, am selben Tisch, an dem sonst Bücher zerlegt wurden. Das war kein Zufall. Mara hatte gemerkt, dass sie in den letzten Monaten alle großen Dinge an diesem Tisch besprochen hatte, und sie hatte aufgehört, dafür eine Erklärung zu suchen. Ein Tisch, an dem man Bücher zerlegte, hielt auch Pläne aus.

Es war Elias, der die Route vorschlug, und es war Nerin, die sie verbesserte. Der Daimon kannte die alten Verbindungen zwischen den Orten, die Wege, die nicht im Raum lagen und die man trotzdem ging. Die Elfe kannte die Körper, die diesen Weg gehen würden. Zwischen diesen beiden Kenntnissen entstand eine Route, die weder die schnellste war noch die bequemste, aber die einzige, die alle Dinge trug, die getragen werden mussten: die

Bücher, die zurückgegeben werden wollten, die Frage, die an Namar gestellt werden sollte, und die Menschen, die dorthin gehörten, wo die Frage hingehörte.

»Wir gehen zuerst nach Leth«, sagte Elias. »Die Bücher sind das Schwere, was wir tragen. Wenn wir sie zuerst abgeben, sind die Schultern frei für alles andere.«

»Und Tiriël?«, fragte Nerin.

Tiriël war an diesem Abend nicht in der Werkstatt. Sie war im Garten der offenen Hände, bei Aruen, und sie hatte gesagt, dass sie nicht wisse, wann sie zurückkäme, und dass man darauf nicht warten solle. Das war eine neue Art, für sie zu sprechen, und Mara hatte sich daran gewöhnt, dass es eine gute Art war.

»Tiriël kommt nach Leth«, sagte Mara. »Sie hat mich gebeten, sie zu benachrichtigen. Sie will im Verzeichnis suchen.«

»Das Verzeichnis der schlafenden Namen«, sagte Elias. Er sagte es ohne Spott, aber mit einer Aufmerksamkeit, die Mara auffiel. Der Daimon kannte das Kloster. Er hatte in den letzten Jahren viele Orte gekannt, von denen niemand in Auenbrück je gehört hatte, und er hatte angefangen, dieses Wissen nicht mehr wie ein Besitz zu behandeln, sondern wie eine Landkarte, die man verlieh.

Nerin legte die Finger auf den Tisch. »Und Avar?«

»Avar liegt hinter Leth«, sagte Elias. »Und zwischen Leth und Avar liegt die Straße, von der Sahir erzählt hat.«

Die Straße im Meer. Mara hatte von ihr gehört, an dem Tag, an dem Sahir die Holzkarte auf dem Tisch ausgebreitet hatte, und sie hatte seitdem oft an sie gedacht: eine Straße, die im Meer lag, auf der Reisende gingen, mit Lichtern über den Köpfen, und die unter ihren Schritten versank, aber erst, nachdem sie vorbeigewarben. Es gab in Maras Leben eine Zeit, in der eine solche Straße sie nur erschrocken hätte. Es gab jetzt eine Zeit, in der sie sie in einen Plan schrieb, wie man eine Fähre in einen Plan schreibt.

Jorin hörte zu. Er saß auf seinem Stuhl, dem Stuhl, der ihm in den letzten Monaten gehört hatte, weil er ihn sich ausgesucht hatte, und er hatte ein Heft auf den Knien, in das er manchmal etwas schrieb. Mara wusste, dass es das Heft war, von dem er gesprochen hatte, das Heft der neun Jahre. Er schrieb darin, wenn niemand hinsah, und er schrieb darin, wenn alle hinsahen, und er hatte aufgehört, es zu verstecken.

»Und wer bleibt?«, fragte Jorin.

»Jaspar«, sagte Mara. »Jaspar bleibt bei den Verbindungen. Und Tilda. Und du.«

»Und Knopf«, sagte Jorin.

»Und Knopf«, sagte Mara ernst.

Es wurde gelacht. Es wurde in den letzten Monaten öfter gelacht in der Werkstatt, und Mara hatte aufgehört, sich dafür zu rechtfertigen, dass sie das bemerkte. Der Esel Knopf lebte im Garten der offenen Hände und hatte sich in den letzten Monaten eine Stellung erarbeitet, die niemand für einen Esel vorgesehen hatte: Er stand am Rande der Verhandlungen und er trug, was getragen werden wollte, und er hatte eine Art, mit den Ohren zu stehen, die zeigte, dass er zuhörte. Tilda behauptete, er sei der einzige Mitarbeiter der Familie, der nie krank schrieb.

Am Abend packten sie. Mara nahm die Bücher, die zurückgegeben werden sollten: den siebten Band, der zu Maelis gehörte, und den achten, der nach Leth wollte, zusammen mit den Blättern Oreles, die Amsel ihr anvertraut hatte. Sie packte die Bücher so, wie sie es gelernt hatte: in Leinen, mit Zwischenlagen, mit der Sorgfalt einer Frau, die wusste, dass Bücher auf Reisen leichter beschädigt wurden als Menschen, und dass es keine Werkstatt gab, in der man ein Buch heilte, das man selbst hätte heilen können.

Nerin packte ihr Bündel. Sie hatte gelernt, leicht zu reisen, aber sie nahm die hölzerne Hand nicht ab, die hätte abgenommen werden können, und sie nahm das Blatt nicht ab, das abgefallen wäre, wenn man es gezogen hätte. Sie nahm die Laterne, und sie nahm ein Messer, und sie nahm ein Stück Brot, das Tilda gebacken hatte, und das so groß war, dass es eine Beleidigung für alle Brote gewesen wäre, die kleiner waren.

Rauk erschien am Abend. Er kam durch den Torweg und setzte sich vor die Tür, und er machte keinen Laut, und er brauchte keinen Laut zu machen. Mara sah ihn an und wusste, was er wollte. Der Hase würde mitkommen. Das war keine Entscheidung, die jemand traf, sondern eine Tatsache, die man zur Kenntnis nahm, wie man das Wetter zur Kenntnis nahm.

In der Nacht vor der Abreise schlief Mara schlecht. Es war keine Unruhe, die sie kannte, und gerade das machte sie unruhig. Sie lag wach und hörte dem Haus zu, das atmete, wie alte Häuser atmen, mit den kleinen Geräuschen, die man nicht mehr hörte, wenn man lange genug in ihnen lebte. Sie stand auf, ging in die Werkstatt und setzte sich an den Tisch, an dem die Bücher lagen, verpackt und bereit.

Sie saß lange da. Sie dachte an nichts Bestimmtes, und gerade deshalb kamen die Gedanken, die kommen wollten: an den Paketboten, der gestorben war, ehe er sein letztes Paket zustellen konnte. An die Schleife, die krumm war. An all die Briefe, die sie in den letzten Jahren hatte gehen lassen, und an die, die sie nicht hatte gehen lassen. Und an das Feuer, das seinen Abend suchte, und an den Engel, der daran saß und nicht wusste, dass man ihm die Frage stellen durfte, statt sie für ihn zu beantworten.

Als sie zurück ins Bett kam, lag Nerin wach. Die Elfe sagte nichts. Sie hob die Decke an, und Mara legte sich hinein, und sie lagen eine Weile still, bis Nerin sagte: »Du hast die Feder vergessen.«

»Welche Feder?«

»Die, die du immer hernimmst, wenn du glaubst, du müsstest noch etwas schreiben.« Nerin drehte den Kopf. »Du hast sie liegen lassen. Das ist gut.«

Mara wusste nicht, ob es stimmte. Aber sie wusste, dass es stimmte, und das genügte. Sie schlief ein, und der Schlaf kam, wie er kam, wenn man ihn nicht mehr verhandeln musste.

352. Das Kloster der lesenden Hände

Der Weg nach Leth führte über die Verbindung, die Jaspar hielt. Es gab eine Zeit, in der Mara eine solche Aussage hätte erklären müssen, und es gab jetzt eine Zeit, in der sie nur noch ging. Der Daimon stand am Rand des südlichen Frageraums, und sein warmes Licht lag in der Luft wie ein Ton, der nicht verklang, und wer durch ihn ging, ging durch eine Tür, die keine Tür war, und kam an einem Ort heraus, der ein anderer war und derselbe.

Leth war eine Stadt aus Stein und aus Stille. Es lag in einem Tal, das so eng war, dass die Sonne nur mittags hinkam, und die Häuser waren so gebaut, dass sie das Licht, das sie bekamen, weitergaben, von Fenster zu Fenster, wie man eine Nachricht weitergibt. Das Kloster der lesenden Hände lag am oberen Ende des Tals, und es war kein Kloster im Sinne, den Mara aus ihrer Kindheit kannte, sondern ein Haus, in dem Menschen lasen, was andere geschrieben hatten, und in dem das Lesen eine Arbeit war, die man mit den Händen tat.

Amsel wartete im Hof. Die Bibliothekarin war seit Maras letztem Besuch nicht älter geworden, aber sie war nicht dieselbe. Es lag etwas in ihrem Gang, das man nur bemerkte, wenn man sie vor zwei Jahren hatte gehen sehen: eine Ruhe, die nicht mehr die Ruhe einer Frau war, die auf etwas wartete, sondern die einer Frau, die wusste, dass das, worauf sie wartete, kam, und dass es kam, weil sie arbeitete.

»Die Bücher«, sagte Amsel, und Mara gab sie ihr.

Es war keine Zeremonie. Amsel nahm die Bände, prüfte die Hüllen, öffnete den achten an drei Stellen und schloss ihn wieder. Sie tat es mit den Händen einer Frau, die Bücher mehr mochte als Menschen, und die gerade deshalb Menschen mehr verstand als die meisten Menschen. Als sie fertig war, sagte sie: »Er ist gut gereist. Besser, als ich es verdient habe.«

»Sie haben ihn uns geliehen«, sagte Mara.

»Ich habe ihn euch geliehen«, sagte Amsel, »weil ich nicht wusste, was darin steht.«

Sie gingen in das Haus. Drinnen roch es nach Papier und nach dem Öl, mit dem man die Regale pflegte, und nach etwas, das Mara nicht kannte und das sie später als den Geruch von Händen identifizierte, die lange gearbeitet hatten. Estra wartete im Saal der Reihen. Die junge Frau, die die Stimmen hörte, die aus den Blättern kamen, saß an ihrem Platz, und ihre Hände lagen auf dem Tisch, auf einem Tuch, das mit feinen Linien gemustert war.

Estra hatte in den Monaten, seit Mara sie das letzte Mal gesehen hatte, gelernt, was sie war. Das war keine Kleinigkeit. Es gab eine Zeit, in der die Stimmen, die sie hörte, Macht über sie gehabt hatten, und es gab jetzt eine Zeit, in der sie über die Stimmen Macht hatte, und die Macht bestand darin, dass sie sie hörte, ohne ihnen zu gehorchen. Mara setzte sich zu ihr und fragte nicht, was die Stimmen sagten. Sie fragte, wie Estra es machte, sie nicht sagen zu lassen, was sie nicht sagen sollte.

»Ich höre sie an«, sagte Estra. »Und dann frage ich sie, ob sie es selbst sagen wollen.«

Mara sah die junge Frau an. Es war derselbe Satz, den sie in den letzten zwei Jahren hundertmal gehört hatte, in hundert verschiedenen Mündern, und es war derselbe Satz, den sie selbst hätte sagen können, und der trotzdem nie alt wurde, weil er jedes Mal von einem anderen Menschen gesagt wurde, der ihn zum ersten Mal verstanden hatte.

Enno kam dazu, der Mönch, der im Kloster für die Reihen sorgte, die keine einsame Aufgabe mehr waren. Er brachte Tee in einer Kanne, die aussah wie alle Kannen, die es in Klöstern gab, und die trotzdem die beste Kanne der Welt war, weil Enno sie benutzte. Er setzte sich zu ihnen und hörte zu, wie Mara von der Reise erzählte, und von den Windräumen, und von dem Ton, der aus der leeren Stelle kam.

»Orel«, sagte Enno, als sie geendet hatte.

»Was ist mit Orel?«, fragte Mara.

»Es gibt eine Stelle in seinen Blättern«, sagte Enno, »die wir seit Jahren nicht gelesen haben. Nicht, weil wir sie nicht finden konnten. Sondern weil sie erst jetzt lesbar ist.«

Es war ein Satz, der in der Werkstatt von Leth etwas bedeutete. Enno stand auf, und sie folgten ihm in den Saal der Blätter, in dem die Originale lagen, die Orel der Bibliothek vermacht hatte. Es waren wenige Seiten, beschrieben mit der ungleichen Schrift eines Mannes, der in seinem Leben mehr geschrieben hatte, als er lesen konnte, und der am Ende die Blätter beiseite gelegt hatte, die ihm nicht mehr gehören wollten.

Enno zeigte auf das letzte Blatt. Es war alt, und die Tinte war braun geworden, wie alle Tinten braun wurden, die lange genug lagen. Aber die Schrift darauf war nicht die alte Schrift Orels. Es war eine spätere, eine eili-

ge, die zwischen den Zeilen stand, als hätte jemand etwas hinzufügen wollen, das ihm keine Zeit mehr gelassen hatte.

»Das ist Orels Hand«, sagte Amsel. »Die späte.«

Mara beugte sich vor. Sie las die Zeilen, und als sie sie gelesen hatte, las sie sie noch einmal, und diesmal las sie sie so, wie man einen Brief liest, der an einen selbst gerichtet ist, auch wenn man ihn nicht erwartet hat.

353. Der Name der Frau

Tiriel kam am zweiten Tag in Leth an. Sie kam zu Fuß, über den Weg, der von der Verbindung ins Tal führte, und sie trug den Beutel, den sie immer bei sich hatte, und in dem die Erde war, die sie aus dem alten Garten mitgenommen hatte. Mara empfing sie im Hof des Klosters, und die beiden Frauen sahen einander an, und keiner von ihnen sagte etwas über das, was sie erwartet hatten und was gekommen war.

»Amsel wartet«, sagte Mara.

»Ich weiß«, sagte Tiriel.

Das Verzeichnis lag im Saal der Namen, einem Raum, den Mara noch nie betreten hatte. Er war klein und lag unter dem Dach, und die Wände waren mit Regalen bedeckt, in denen Heft lagen, gebunden in einfaches Leinen, und jedes Heft trug auf dem Rücken eine Jahreszahl. Es waren die Verzeichnisse derer, die in den alten Zeiten zu den Hallen gegangen waren, um zu bitten. Nicht alle waren aufgenommen worden. Nicht alle waren geblieben. Aber alle waren verzeichnet worden, und das Verzeichnis war eine Arbeit, die Generationen von Händen gemacht hatten, und die keine dieser Hände je für beendet erklärt hatte.

Amsel holte das Heft, das Tiriel brauchte. Es trug die Jahreszahl der Zeit, von der die Gärtnerin erzählt hatte, und es war dünn, dünner als die anderen, weil in diesem Jahr weniger Menschen gegangen waren als in den Jahren davor und danach. Tiriel nahm es und setzte sich an den Tisch, der in der Mitte des Raums stand, und der so groß war, dass man die Blätter ausbreiten konnte, ohne sie zu falten.

Mara setzte sich neben sie. Sie tat es, ohne gefragt zu haben, und Tiriel ließ es geschehen, ohne es zu erlauben. So war es zwischen ihnen in den letzten Monaten geworden. Es gab Dinge, die man nicht mehr fragen musste, und es gab Dinge, die man nicht mehr erlauben musste, und das Wichtigste daran war, dass man den Unterschied kannte.

Die Gärtnerin öffnete das Heft. Die Namen standen in Reihen, in verschiedenen Schriften, weil verschiedene Hände sie geschrieben hatten, und zu jedem Namen standen ein paar Worte: woher der Mensch gekommen war, was er gebeten hatte, ob er geblieben war. Tiriel las langsam. Ihre Finger la-

gen auf den Zeilen, und sie bewegten sich über das Papier, wie man über eine Landkarte bewegt, auf der man einen Ort sucht, den man kannte, ehe man wusste, dass es ihn gab.

Die Frau, die die Schuhe ausgezogen hatte. Sie hatte in der Halle ihre Schuhe ausgezogen, weil sie glaubte, näher an das Reine treten zu müssen, und ihr Name war nirgends aufgezeichnet worden. Das war es, was Tiriël weh getan hatte. Nicht das Vergessen des Namens, sondern das Fehlen. Ein Mensch, der gewesen war und von dem keine Spur mehr existierte, außer in der Erinnerung einer Frau, die selbst vergessen worden war.

Tiriël blätterte. Sie blätterte lange. Der Nachmittag verging, und Enno brachte Licht, und niemand sagte etwas über die Zeit, die verging. Mara saß neben der Gärtnerin und las mit, wenn Tiriël sie bat, eine Stelle zu halten, und sie sah die Namen, die durch ihre Hände gingen, und es waren viele, und sie waren alle verschieden, und keiner von ihnen war der richtige.

Es war Tiriël, die ihn fand. Es war kurz vor Abend, und das Licht, das Enno gebracht hatte, brannte schon eine Weile, und die Flamme hatte sich gesetzt, wie Flammen sich setzen, wenn man sie nicht mehr bewegt. Die Gärtnerin hielt an. Ihre Finger lagen auf einer Zeile, und die Zeile war kurz, und der Name, der in ihr stand, war ein Name, den Mara noch nie gehört hatte.

»Almut«, las Tiriël vor.

Sie las es noch einmal. Dann legte sie die Finger auf den Namen und hielt sie dort, und Mara, die neben ihr saß, sah die Hand der Gärtnerin, und die Hand zitterte nicht. Es gab eine Zeit, in der sie gezittert hätte. Es gab jetzt eine Zeit, in der die Hand still lag, und das Stilliegen war das Schwerste, was die Hand je getan hatte.

»Gärtnerin«, stand im Verzeichnis. »Kam aus dem Süden. Bat um nichts. Ging barfuß.«

Mehr stand nicht dort. Keine Notiz darüber, was aus ihr geworden war. Kein Eintrag, der vermerkte, ob sie geblieben war oder gegangen war, ob sie das bekommen hatte, was sie gesucht hatte, oder ob sie es nicht bekommen hatte und trotzdem weitergelebt hatte. Es stand nur da, was sie gewesen war, und das war eine Gärtnerin, die barfuß ging und um nichts bat.

Tiriël schloss das Heft nicht. Sie ließ es offen liegen, auf der Seite mit dem Namen, und sie stand auf und ging an das Fenster, das unter dem Dach war und das ins Tal sah. Es war dunkel geworden. Unten in Leth brannten Lichter, und die Lichter waren klein, und sie waren warm, und sie waren von Menschen gemacht, die in Häusern saßen und nicht wussten, dass hoch über ihnen eine Frau an einem Fenster stand und einen Namen gelesen hatte, der seit vierzig Jahren niemand mehr ausgesprochen hatte.

»Almut«, sagte Tiriël noch einmal. Diesmal sagte sie es nicht vor. Sie sagte es, wie man einen Namen sagt, den man verloren hat und wiederfindet: mit der Stimme einer Frau, die begriff, dass das Wiedergefundene nicht dasselbe war wie das Verlorene, und dass es trotzdem trug.

Mara blieb auf ihrem Platz. Sie rührte sich nicht. Sie hatte in den letzten zwei Jahren gelernt, dass es Momente gab, in denen die beste Hilfe, die man leisten konnte, die Abwesenheit war. Sie saß da und sah zu, wie Tiriël den Namen in die Nacht sprach, und sie dachte daran, dass es in der Welt eine Frau gegeben hatte, die Almut geheißen hatte und die barfuß in eine Halle gegangen war, und dass diese Frau jetzt einen Namen hatte, und dass dieser Name nicht von einem Engel kam und nicht von einem Buch, sondern von einem Verzeichnis, in dem eine Hand ihn aufgeschrieben hatte, weil sie geglaubt hatte, dass es sich lohnt, Namen aufzuschreiben, auch wenn niemand mehr nach ihnen fragte.

Es war Tiriël, die sich umdrehte. Es war Tiriël, die zu Mara kam und sich vor sie hinsetzte und die Hände in den Schoß legte. »Ich will ihn ihr sagen«, sagte die Gärtnerin. »Nicht der Welt. Nicht der Halle. Ihr.«

»Wo?«, fragte Mara.

»Am Wasser«, sagte Tiriël. »Dort, wo ich ihr zum ersten Mal begegnet bin.«

Mara nickte. Sie hätte fragen können, wie man einer toten Frau etwas sagt, und sie hätte fragen können, wie man weiß, ob eine tote Frau hört. Sie fragte nichts davon. Sie hatte in den letzten zwei Jahren genug über die Toten gelernt, um zu wissen, dass die Fragen, die man ihnen stellte, wichtiger waren als die Antworten, die man von ihnen erwartete. Und sie hatte gelernt, dass es eine Arbeit gab, die man tun konnte, und dass diese Arbeit darin bestand, den Namen auszusprechen, an dem Ort, an dem er hingehörte, und dann zu gehen und die Welt weitermachen zu lassen.

Am Abend saßen sie mit Amsel und Estra und Enno im Saal der Reihen. Es wurde Suppe gegessen, die aus dem Garten des Klosters kam, und es wurde Brot dazu gegessen, das einen Krustenrand hatte, der so hart war, dass man ihn mit dem Messer bearbeiten musste. Mara aß und hörte zu, wie Amsel von den Blättern erzählte, und wie Estra von den Stimmen erzählte, und wie Enno von den Reihen erzählte, und sie begriff, dass sie in einem Haus saß, in dem die Arbeit getan wurde, die sie selbst getan hatte, nur mit anderen Materialien, und dass das Material hier Papier war und bei ihr Papier auch, und dass der Unterschied zwischen den beiden Arbeiten nur der war, dass die einen lasen und die anderen heilten, und dass beide dasselbe taten, wenn sie es richtig taten.

354. Die Salzprobe

Amsel brachte das Salz in einem kleinen Marmeladenglas. Auf dem Deckel klebte noch ein Papierrest. Sie stellte es neben Orels Blätter, schob die Blätter jedoch sofort wieder aus Maras Reichweite.

»Nicht hier«, sagte sie.

Mara zog die Wasserschüssel an sich. Unter dem Glas blieb ein feuchter Ring zurück.

Der Raum hinter der Bibliothek hatte einen Steinboden und ein Fenster zum Kräutergarten. Enno hatte ihnen zwei niedrige Hocker hingestellt. Nerin benutzte ihren als Ablage für die Mäntel. Auf dem anderen stand die schwarze Schale.

Amsel faltete ein sauberes Tuch auseinander.

»Wenn ihr etwas ausprobieren wollt, nehmt dieses. Die Blätter bleiben trocken.«

Mara holte einen Löffel aus der Küche. Sie gab eine kleine Menge Salz in einen Becher, goss Wasser darüber und rührte. Die Körner verschwanden. Auf dem Grund blieb nur ein dunkler Fleck, eine Unregelmäßigkeit in der Glasur.

»Das hätten wir auch beim Abendessen feststellen können«, sagte Nerin.

Mara stellte den Becher beiseite.

»Ich möchte den Unterschied sehen.«

Sie schöpfte neues Wasser in die schwarze Schale. Nerin legte einen Faden daneben und richtete die Lampe so aus, dass kein Wachs auf die Arbeitsfläche tropfen konnte.

Amsel blieb an der Tür.

»Soll ich jemanden holen?«

»Noch nicht«, sagte Mara.

Die Bibliothekarin nickte und ging. Ihre Schritte entfernten sich zwischen den Regalen.

Mara wusch sich die Hände. Das Wasser war kalt. Sie trocknete die Finger sorgfältig, besonders die Stellen zwischen den Gelenken, an denen Papierstaub hängen blieb. Dann setzte sie sich vor die Schale.

Das Salz rieselte vom Löffel.

Noch bevor Mara die Hände geöffnet hatte, begannen die Körner auf dem Grund zu verschwinden.

Sie wartete trotzdem.

Nerin rückte die Lampe ein Stück näher. Ihr Holzarm warf einen gegliederten Schatten über den Tisch.

»Du hältst den Atem an.«

Mara atmete aus. Im Wasser bewegte sich nichts mehr.

Sie leerte die Schale in den Ausguss.

Beim zweiten Versuch sprach sie zu früh. Der Satz war kaum über ihre Lippen, als sie schon nach dem Löffel griff, um das Ergebnis zu prüfen. Eine dünne weiße Spur löste sich unter der Oberfläche.

Nerin nahm ihr den Löffel ab.

»Du kannst nicht gleichzeitig bitten und nachsehen, ob es gehorcht.«

Mara sah sie an.

»Das weiß ich.«

Nerin legte den Löffel zwischen sie.

Vom Kräutertof kam das Schlagen einer Tür. Jemand schüttete Wasser aus. Mara hörte eine Frau lachen und dann das kurze Scharren eines Besens auf Stein.

Sie stand auf und öffnete das Fenster.

Die Luft roch nach nassem Salbei. Unter der Mauer lagen abgeschnittene Stängel in einem Korb. Ein Junge sammelte die Stücke auf, die daneben gefallen waren. Er bemerkte Mara, hob den Korb und verschwand durch die niedrige Tür.

Als sie sich umwandte, hatte Nerin die schwarze Schale bereits ausgespült.

»Wir könnten es morgen versuchen«, sagte die Elfe.

Mara strich mit dem Daumen über ihre Brandnarbe. Sie hatte den Ärmel zu weit zurückgeschoben; die kalte Luft zog über das Handgelenk.

»Ich will nicht erst in der Halle herausfinden, dass ich nur die Handgriffe kenne.«

Nerin stellte die Schale ab.

»Dann versuchen wir es noch einmal.«

Sie nahm ein Stück Stoff aus ihrer Reisetasche. An einer Ecke saßen getrocknete Leimspuren. Mara erkannte es: das Tuch, auf dem sie in der Werkstatt ihre Pinsel abgelegt hatte.

»Du hast das mitgenommen?«

»Du hattest es zwischen die sauberen Sachen gelegt.«

Nerin breitete es unter der Schale aus. Der schwache Geruch von Leim wurde deutlicher, sobald der feuchte Ton daraufstand.

Mara setzte sich wieder.

Diesmal ließ sie den Löffel liegen. Sie nahm einige Körner zwischen die Fingerspitzen, betrachtete sie und legte sie auf den trockenen Rand der Schale.

Die Lampe knisterte.

Nerin hielt ihre rechte Hand offen über dem Tisch. Den Holzarm legte sie daneben, ohne den Daumen einzuklappen. Das kleine Blatt warf einen schmalen Schatten auf den Stoff.

Mara öffnete beide Hände.

Sie hatte sich einen Satz zurechtgelegt. Jetzt merkte sie, dass sie ihn nicht sagen wollte. Er klang zu vollständig, als hätte das Salz nichts mehr dazu beizutragen.

Sie sah auf die Körner am Schalenrand.

»Wir möchten euch mitnehmen«, sagte sie. »Dorthin, wo wir um etwas Schweres bitten werden. Könnt ihr bis dahin bleiben?«

Nerin bewegte sich nicht.

Mara wartete, bis ihre Schultern sich entspannten. Dann neigte sie die Schale ein wenig.

Das Salz glitt ins Wasser.

Ein Korn blieb am Ton hängen. Die anderen sanken auf den Grund. Mara sah ihre hellen Kanten, so deutlich wie zuvor auf dem trockenen Rand.

Sie nahm die Hände nicht weg.

Die Flamme der Lampe bog sich nach unten.

Ihr Licht erreichte die Wasseroberfläche und blieb dort als schmaler gelber Strich liegen. Unter ihm erschienen die Salzkörner größer. Zwischen ihnen lag ein Schatten, den Mara zunächst für den Faden hielt.

Der Faden lag noch neben der Schale.

Nerin beugte sich vor. Ihr Atem berührte das Wasser. Kleine Kreise liefen bis zum Rand, doch die Körner behielten ihre Form.

Mara hob den Blick.

»Sie sind noch da.«

Nerin nickte. Erst jetzt schloss sie ihre Hand.

Die Lampe richtete sich wieder auf.

Mara griff nach dem Löffel, hielt inne und legte ihn zurück. Sie wollte das Ergebnis nicht gleich durchstoßen. Eine Weile betrachteten sie das Salz durch die ruhige Wasserfläche.

Dann kam Amsel zurück.

Sie trug einen Teller mit Brot und einen zweiten Becher.

»Enno sagt, ihr sollt essen, bevor ihr das ganze Kloster unter Wasser setzt.«

Mara rückte zur Seite.

Amsel stellte den Teller ab und sah in die Schale. Sie nahm ihre Brille aus der Tasche, setzte sie auf und beugte sich tiefer.

»Wie lange?«

»Seit einigen Minuten.«

Die Bibliothekarin sah zum leeren ersten Becher.

Mara holte frisches Wasser und ließ Amsel selbst eine Prise aus dem Marmeladenglas hineingeben. Die Körner lösten sich beim Umrühren auf.

Amsel stellte beide Gefäße nebeneinander.

»Schreib genau auf, was du getan hast.«

Mara zog ihr Heft heran. Sie notierte die Mengen, soweit sie sie noch wusste, den Stoff unter der Schale und die Stellung der Lampe. Beim Wortlaut ihrer Bitte blieb die Feder stehen.

»Den Satz auch?«

»Wenn du ihn noch weißt.«

Mara schrieb ihn hin. Darunter setzte sie: Beim nächsten Mal nicht als Vorschrift verwenden.

Amsel las über ihre Schulter und sagte nichts.

Sie aßen das Brot am Fenster. Nerin brach ein Stück ab und tauchte es in den Becher mit dem gewöhnlichen Salzwasser.

»Zu viel«, sagte sie nach dem ersten Bissen.

Mara musste lachen. Dabei stieß sie mit dem Knie gegen den Tisch. In der schwarzen Schale bewegte sich das Wasser; das Salz blieb liegen.

Nach dem Essen wollte sie die Körner in ein kleines Reisegefäß füllen. Amsel brachte einen Trichter. Nerin hielt das Glas, während Mara die Schale anhob.

Das Wasser floss durch den engen Hals. Am Grund sammelte sich das Salz in einer hellen Sichel.

Ein Teil blieb am Ton haften.

Mara setzte die Schale wieder ab.

»Soll ich es herauskratzen?«, fragte Nerin.

»Nein.«

Sie warteten. Mara hielt das Glas dicht an den Rand, sodass zwischen beiden Gefäßen nur ein schmaler Spalt blieb.

Das einzelne Korn, das zuerst am Ton hängen geblieben war, löste sich zuletzt. Es fiel ins Glas und setzte sich neben die anderen.

Amsel reichte ihnen den Stopfen.

Mara verschloss das Gefäß und legte es nicht gleich in die Tasche. Sie hielt es gegen das Fenster. Das Wasser war klar. Unten lagen die Körner, unverändert scharfkantig.

»Ich möchte wissen, ob es morgen noch so aussieht.«

»Dann schauen wir morgen nach«, sagte Nerin.

Enno kam, um die Hocker zu holen. Als er das kleine Glas sah, hielt er es irrtümlich für Tinte und wollte es zu den Schreibsachen stellen.

Mara nahm es ihm behutsam aus der Hand.

»Das kommt mit uns.«

Sie wickelte es in den Stoff aus der Werkstatt. Für die schwarze Schale fand Nerin einen Platz zwischen den Mänteln.

Bevor sie den Raum verließen, löschte Mara die Lampe. Über dem Docht stieg ein dünner Rauchfaden auf. Sie wartete, bis er sich verlor, und schloss dann das Fenster.

Auf dem Weg durch die Bibliothek hielt sie die Tasche mit beiden Händen.

Darin schlug das Glas bei jedem Schritt leise gegen den hölzernen Griff der Schale.

355. Orels Randnotiz

Am Morgen nach dem Fund des Namens holte Amsel den siebten Band aus dem Saal der Blätter. Das Buch gehörte nicht der Bibliothek von Leth. Es gehörte Maelis in Avar, und es war auf dem Weg zu ihr, in Maras Gepäck, das in der Zelle lag, die man den Gästen gab. Aber Amsel hatte vor Jahren eine Abschrift gemacht, und die Abschrift lag in ihrem Regal, und sie holte sie jetzt, mit einer Feierlichkeit, die Mara an sich selbst erinnerte, wenn sie ein Buch aus dem Schrank nahm, von dem sie wusste, dass es selten war.

»Von der Vollendung«, sagte Amsel und legte die Abschrift auf den Tisch. »So heißt er. Er ist der siebte von acht verwandten Büchern. Wir haben uns lange gefragt, was der achte sein würde. Wir dachten, er müsse noch geschrieben werden.«

Mara sah auf die Abschrift. »Er existiert«, sagte sie. »Ich habe ihn zurückgebracht. Gestern.«

Amsel sah sie an. Es war ein Blick, den Mara kannte. Es war der Blick einer Frau, die etwas erfuhr, das sie nicht erwartet hatte, und die sich weigerte, es sofort zu verstehen, weil sie wusste, dass das sofortige Verstehen die billigste Form des Verstehens war. »Der achte Band«, sagte Amsel langsam, »ist die Geschichte des Rufs.«

»Die Geschichte des Rufs Aruens«, sagte Mara. »Aufgeschrieben von der Hand, die ich dem Glas in der Werkstatt gegeben habe. Es ist die Geschichte von den Menschen, die einen Engel riefen, damit keine Bitte ohne Antwort bliebe.«

Es wurde still im Saal. Estra, die an ihrem Platz saß, hob den Kopf. Die junge Frau, die die Stimmen aus den Blättern hörte, hörte jetzt etwas anderes, und alle, die im Raum waren, sahen es an ihr: dass sie etwas hörte, das nicht aus den Blättern kam, sondern aus dem Raum selbst, aus der Tatsache, dass zwei Menschen dasselbe wussten und es zum ersten Mal nebeneinander aussprachen.

Amsel schlug die Abschrift des siebten Bandes auf. Sie schlug sie an einer Stelle auf, die sie offenbar kannte, denn ihre Hand ging nicht suchend über die Seiten, sondern direkt zu der Stelle, die sie wollte. »Das hier«, sagte sie, »ist die Lehre, von der Orel ausging. Sie ist alt. Sie ist älter als Orel, und

Orel war alt. Sie steht in diesem Buch in einer Sprache, die niemand mehr spricht, und wir haben sie übersetzt, und die Übersetzung steht am Rand, und sie ist eine schlechte Übersetzung, weil man diese Sprache nicht übersetzen kann, ohne sie zu verraten.«

Sie las vor. Es war kein langes Zitat. Es war die Lehre von den Häusern des Lichts: dass das Licht durch sieben Häuser steige, von der Dunkelheit zur Klarheit, und dass jeder Weg durch diese Häuser gehe, und dass der Mensch, der den Weg gehe, in jedem Haus etwas ablege, das er nicht brauchte, und etwas aufnehme, das er brauchte, und dass am Ende des siebten Hauses die Vollendung stehe, die Klarheit, das reine Licht, der Zustand, in dem keine Frage mehr offen war.

Mara hörte zu. Sie hatte von dieser Lehre gehört, oder von etwas, das ihr ähnelte, in den Kirchen ihrer Kindheit, und sie hatte sie nie verstanden, und sie hatte immer geglaubt, dass es an ihr liege. Jetzt hörte sie sie in einem Saal in Leth, von einer Frau vorgelesen, die wusste, was sie las, und sie begriff zum ersten Mal, was sie da hörte: dass die Lehre keine Beschreibung war, sondern eine Anweisung, und dass Anweisungen immer etwas zerstörten, wenn man sie für Beschreibungen hielt.

»Und Orel?«, fragte Mara.

Amsel schlug um. Sie schlug mehrere Seiten um, und auf der letzten Seite der Abschrift, auf der letzten Seite, die Orel selbst geschrieben hatte, da stand es: die späte Schrift, die eilige, die zwischen den Zeilen stand, wie eine zweite Stimme, die einer Person gehörte, die zu spät gekommen war, um noch mit der ersten zu sprechen.

»Das ist der Grund, warum ich euch die Bücher geliehen habe«, sagte Amsel. »Nicht wegen der Lehre. Wegen dessen, was Orel daran geschrieben hat, nachdem er die Lehre sein Leben lang gelehrt hatte.«

Mara beugte sich vor. Nerin, die neben ihr saß, beugte sich mit. Tiriël, die an diesem Morgen zum Saal gekommen war, weil sie den Namen gefunden hatte und nicht mehr weg musste, beugte sich auch. Drei Frauen lasen die Zeilen, die Orel in seiner letzten Zeit geschrieben hatte, und die da standen, in der ungleichen, eiligen Handschrift eines Mannes, der gewusst hatte, dass er nicht mehr lange schreiben würde.

Man kann das Licht nicht vollenden.

Das stand dort. Es stand allein, als eigener Satz, und es war nicht das Ende des Satzes, denn der Satz ging weiter, und der Rest des Satzes war es, was Mara den Atem anhielt.

Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält.

Es wurde still im Saal. Es war ein Stillschweigen, das Mara kannte, und das sie in den letzten zwei Jahren oft erlebt hatte: das Stillschweigen von

Menschen, die etwas gehört hatten, das sie schon wussten, und das sie trotzdem zum ersten Mal hörten. Sie sah auf die Zeilen, und sie dachte an die sieben Feuer, und sie dachte an den Engel, der daran saß, und sie dachte an das Haus, das am Waldrand stand, mit dem weichen Balken und der Schüssel, in die das Licht durch das Loch im Dach gefallen war, und sie dachte an Mara Seidel, die Buchrestauratorin aus Auenbrück, die vor zwei Jahren einen Paketboten an ihrer Tür empfangen hatte und nicht gewusst hatte, dass sie von diesem Augenblick an eine Frau war, die Häuser baute.

»Ein Haus«, sagte Nerin leise. »Kein Turm.«

Es war das, was Orel geschrieben hatte, in einer Sprache, die keiner mehr sprach, und die trotzdem von allen verstanden wurde, die lasen, was er geschrieben hatte. Der siebte Band hieß Von der Vollendung, und die Vollendung, von der er handelte, war nicht die Klarheit, und nicht das reine Licht, und nicht der Zustand, in dem keine Frage mehr offen war. Die Vollendung war ein Haus, das das Licht aushielt, und ein Haus, das das Licht aushielt, war ein Haus, das auch den Schatten aushielt, und ein Haus, das auch den Schatten aushielt, war ein Haus, in dem man wohnen konnte.

Mara legte die Finger auf die Zeilen. Sie tat es so, wie Tiriel die Finger auf den Namen gelegt hatte, und sie wusste, dass sie es aus demselben Grund tat. Es gab Dinge, die man berührte, um zu wissen, dass sie wirklich waren, und es gab Dinge, die man berührte, um zu wissen, dass man sie selbst war.

»Wir müssen es ihm sagen«, sagte Mara.

Niemand fragte, wer gemeint war. Es war der Engel, der in der Halle saß, und es war das Feuer, das seinen Abend suchte, und es war die Frage, die man stellen durfte, statt sie für jemanden zu beantworten. Amsel schloss die Abschrift. Sie tat es mit beiden Händen, und sie tat es mit der Sorgfalt einer Frau, die wusste, dass Bücher nicht nur aus Papier waren, sondern aus den Händen, die sie hielten.

»Ich komme mit«, sagte Amsel. »Nach Avar. Und wenn ihr zum Feuer geht, dann gehe ich mit bis zur Ebene. Ich bin zu alt, um die Ebene zu überqueren. Aber ich bin nicht zu alt, um zu sehen, wie ein Feuer seinen Abend findet.«

Es wurde nicht widersprochen. Es wurde auch nicht zugestimmt. Es wurde nur notiert, und zwar von Enno, der die Reihen führte und der alles notierte, was geschah, weil er glaubte, dass das Aufschreiben eine Form des Zuhörens war. Er notierte: Amsel reist mit nach Avar. Er notierte das Datum. Er notierte die Namen derer, die im Saal waren. Und er notierte, am Rand, in seiner eigenen, kleinen, sorgfältigen Schrift, einen Satz, den er nicht hätte notieren müssen, den er aber notierte, weil er ihn für wichtig hielt: Der achte Band ist der siebte zu Ende gedacht.

356. Der Daimon am Kai

Sie verließen Leth am Morgen nach Orels Notiz, mit einem Boot, das die Bücher nach Avar bringen sollte. Der Fluss war schmal, doch nach zwei Stunden mündete er in eine Bucht, und die Bucht öffnete sich zu dem Meer, über dem die Türme von Avar in der Ferne standen. Bevor das Boot die offene Wasserstraße erreichte, an der die Meerstraße begann, legte es an einem Kai an, weil eine Leine gerissen war.

Der Steuermann hatte den Schaden zunächst mit einer zweiten Schlinge sichern wollen. Dann schlug ein Windstoß das lose Ende gegen den Mast, und er gab den beiden Männern am Bug ein Zeichen. Wenig später schob sich ein niedriger Kai neben das Boot.

Mara fing ihre Tasche auf, bevor sie von der Bank rutschte. Nerin hielt die schwarze Schale zwischen den Füßen fest.

»Wie lange?«, fragte jemand hinter ihnen.

Der Steuermann antwortete nicht. Er warf die Leine an Land.

Ein Mann im grauen Mantel fing sie auf. Er stand so dicht an der Kante, dass Wasser um seine Schuhe lief. Trotzdem bewegte er sich nicht zurück.

Nerin sah ihn länger an, als sie andere Menschen ansah.

»Ein Daimon?«, fragte Mara leise.

Die Elfe nickte.

Der Mann legte die Schlinge um einen Pfosten und hob den Kopf.

»Ihr könnt aussteigen. Noch.«

Zwischen Boot und Kai lag ein schmaler Steg. Eine alte Frau setzte ihren Korb darauf, prüfte die Bretter mit dem Fuß und zog ihn wieder zurück.

»Ich bleibe sitzen.«

Der Daimon ging zu ihr. Er berührte den Korb nicht.

»Das Wasser steigt. Wir müssen das Boot leichter machen.«

»Dann nehmt das Gepäck.«

»Zuerst die Menschen.«

Die Frau sah auf den Abstand zwischen den Brettern. Ihre Finger schlossen sich fester um den Henkel.

Mara stellte ihre Tasche ab.

»Ich gehe vor«, sagte sie.

Sie trat auf den Steg. Das Holz gab unter ihrem Gewicht nach. Nerin folgte bis zur Mitte, blieb dort stehen und streckte der alten Frau die rechte Hand entgegen.

Der Daimon legte die Handfläche auf den Pfosten.

Unter dem Steg wurde das Wasser glatt.

Mara bemerkte es erst, als sie das Land erreicht hatte. Rechts und links schlugen kleine Wellen gegen den Kai. Zwischen den beiden Pfosten aber lag eine dunkle, unbewegte Fläche. Die Bretter hörten auf zu schwanken.

Die alte Frau setzte den Fuß auf den Steg.

Nerin nahm ihren Korb. Mara hielt ihr von der anderen Seite den Unterarm hin. Gemeinsam brachten sie sie an Land.

Hinter ihnen begann das Wasser wieder zu schlagen.

Der Daimon zog die Hand zurück.

An seinen Fingern haftete kein Tropfen.

Die Reisenden gingen unter ein Vordach. Dort standen zwei Bänke, ein Fass mit Regenwasser und eine Lampe, die auch am Nachmittag brannte. Auf der Wand hing ein Brett mit Abfahrtszeiten. Die untersten Zeilen waren vom Wasser verwischt.

Mara sah zurück zum Boot.

Der Steuermann kniete neben dem Mast. Einer seiner Männer hielt die gerissene Leine auseinander und schüttelte den Kopf.

»Das dauert«, sagte Nerin.

Sie stellte den Korb neben die alte Frau. Die bedankte sich, hob ein Tuch und prüfte, ob ihre Eier noch ganz waren.

Der Daimon kam zu ihnen. Seine Schuhe hinterließen dunkle Abdrücke auf dem Stein, obwohl sie trocken aussahen.

»Bleibt unter dem Dach.«

»Wegen des Regens?«, fragte Mara.

Er deutete auf die nächste Stufe. Das Wasser hatte sie bereits erreicht.

»Wegen des Weges.«

Er ging weiter und hob einen umgefallenen Schemel auf. Mara folgte ihm bis zur Ecke des Vordachs.

Jenseits des Kais führte eine Treppe hinauf. Zwischen Treppe und Dach lag eine flache Senke. Noch konnte man sie trockenen Fußes durchqueren.

»Wem gehört dieser Ort?«

Der Daimon stellte den Schemel auf eine höhere Steinplatte.

»Den Leuten, die hier ankommen.«

»Und du hütest ihn?«

»Bis sie weiterkönnen.«

Mara sah zu den Reisenden unter dem Dach. Ein Junge war eingeschlafen, den Kopf auf den Schoß seines Vaters gelegt. Die alte Frau zählte ihre Eier. Nerin wickelte die Schale neu ein.

»Du kannst das Wasser zurückhalten.«

Der Daimon schob mit dem Fuß einen Stein aus der Senke.

»Für einen Augenblick.«

»Nicht länger?«

Er bückte sich und hob den Stein auf.

»Manchmal länger. Darauf verlasse ich mich nicht.«

Er trug ihn zu einer Lücke am Wegrand. Als er zurückkam, hatte Mara ihren Mantel abgelegt.

»Was soll ich tun?«

Der Daimon sah sie an, dann zeigte er auf das Fass.

Gemeinsam rollten sie es auf die höhere Platte. Es war schwerer, als Mara erwartet hatte. Auf halbem Weg musste sie loslassen und ihre Hand ausschütteln.

Der Daimon hielt das Fass mit einem Knie.

Nerin kam hinzu. Sie legte den Holzarm unter den Rand, hob an und half ihnen, das Fass aufrecht hinzustellen.

Das Blatt an ihrem Daumen blieb zwischen zwei Dauben hängen.

Mara hielt sofort das Gewicht zurück. Nerin zog den Arm vorsichtig heraus.

Am Blatt saß ein heller Druckstreifen.

Der Daimon betrachtete ihn.

»Wasser?«

Nerin nickte. Er schöpfte mit der hohlen Hand aus dem Fass und ließ einige Tropfen über den Daumen laufen. Der Streifen wurde dunkler. Nerin bewegte die Finger.

»Danke.«

Er ging bereits zur Treppe.

Die Senke füllte sich.

Unter dem Vordach standen die Menschen auf. Der Vater hob den schlafenden Jungen hoch; die alte Frau suchte nach ihrem zweiten Tuch. Vom Boot rief der Steuermann, sie sollten ihre Taschen noch nicht wieder an Bord bringen.

Zwischen den Wartenden und der Treppe liefen jetzt zwei Fingerbreit Wasser.

Der Daimon stellte die Lampe an die Kante.

Ihr Licht fiel nicht auf den Stein. Es lag als schmaler heller Streifen auf dem Wasser und zeigte eine Reihe untergetauchter Platten.

»Dort entlang«, sagte er.

Mara ging bis zur ersten Platte. Sie stand fest.

Nerin reichte ihr die Taschen. Danach kamen der Vater mit dem Kind und zwei weitere Reisende. Die alte Frau wollte den Korb selbst tragen, doch Mara nahm ihn ihr ab.

Auf der dritten Platte blieb die Frau stehen.

Das Wasser verdeckte die nächste Stufe.

Der Daimon stand am anderen Ende des hellen Streifens. Er konnte nicht zu ihnen kommen, ohne den Weg zu verlieren. Mara sah, wie seine Finger sich um den Lampengriff schlossen.

»Nicht auf das Licht treten«, sagte er. »Daneben.«

Mara stellte ihren Fuß auf die sichtbare Kante. Nerin fasste von hinten nach der Frau. Für einen Augenblick ruhten drei Hände aufeinander.

Dann erreichten sie die Treppe.

Kaum war der letzte Reisende hinaufgestiegen, hob der Daimon die Lampe. Das Wasser lief über die Platten. Der helle Streifen zerbrach in einzelnen Flecken.

Oben gab es eine zweite Bank unter einem steilen Dach. Mara stellte den Eierkorb ab und setzte sich auf die unterste trockene Stufe.

Der Daimon blieb weiter unten.

»Du kommst nicht herauf?«

Er blickte zum Boot.

»Noch nicht alle.«

Der Steuermann und seine Männer arbeiteten am Mast. Das Boot lag jetzt höher, doch ein alter Gepäckgurt hatte sich unter dem Steg verfangen. Bei jeder Bewegung zog er an den Brettern.

Mara zeigte darauf.

Der Daimon nickte.

»Ich habe ihn gesehen.«

Er hätte hinuntergehen können. Stattdessen wartete er, bis der Steuermann zu ihm blickte, und deutete auf die Stelle.

Ein Mann ließ sich am Bootsrand hinab, löste den Gurt und zog ihn an Deck.

Der Steg kam frei.

Nerin setzte sich neben Mara. Das Wasser an ihrem Holzarm trocknete langsam.

»Elias hätte uns auch erst die Taschen tragen lassen«, sagte Mara.

Der Daimon hob den Kopf.

»Euer Begleiter?«

»Ein Freund.«

Er nahm die Lampe und stellte sie auf die nächsthöhere Stufe. Dann setzte er sich endlich.

Eine Weile hörten sie dem Schlagen der Wellen zu.

Als der Steuermann die neue Leine gespannt hatte, kam er die Treppe herauf. Er erklärte, sie müssten auf den sinkenden Wasserstand warten.

Die alte Frau öffnete ihren Korb und gab ihm ein Ei.

Er sah es verwirrt an.

»Für später«, sagte sie.

Der Daimon lächelte zum ersten Mal.

Vor der Weiterfahrt nahm Mara ein Stück Kreide, das neben dem verwischten Fahrplan lag. Sie schrieb unter die noch lesbaren Zeilen: Bei steigendem Wasser oben warten.

Dann legte sie die Kreide zurück.

Der Daimon prüfte die Schrift.

»Das hilft.«

Am Nachmittag konnten sie wieder an Bord. Diesmal war der Steg trocken. Nerin ging mit der alten Frau hinüber, ohne dass jemand das Wasser glätten musste.

Mara blieb zuletzt am Pfosten stehen.

»Wie sollen wir dich nennen?«

Der Daimon zog die Schlinge los.

»Wenn ihr wiederkommt, fragt nach dem Kai.«

Sie hätte gern mehr gefragt. Doch der Steuermann hielt schon die Hand nach der Leine ausgestreckt.

Mara ging an Bord.

Als das Boot sich löste, stand der Daimon neben der Lampe. Hinter ihm führte die beschriebene Tafel die Reisenden jetzt zur oberen Bank.

Er hob die Hand, bis sie außer Rufweite waren.

Am späten Nachmittag erreichten sie die Stelle, an der die Meerstraße begann. Der Steuermann ließ das Boot an einer flachen Uferkante festmachen und half ihnen, die Bücher und die Schale an Land zu bringen. Er wies auf die Stelle, an der das Wasser bei Ebbe zurücktrat und den Grund freigab, und sagte, dass man dort zu Fuß weitergehen könne, wenn man die Stunde kenne. Mara kannte die Stunde. Sie hatte danach gefragt, seit sie Orels Blätter gelesen hatte.

Sie standen am Rand des Wassers und sahen zu, wie das Boot ablegte und in der Bucht kleiner wurde.

»Dann gehen wir«, sagte Mara.

357. Die Straße im Meer

Der Weg von Leth nach Avar führte über Land, bis zur Küste, und dann über die Straße, von der Sahir erzählt hatte. Es gab eine Zeit, in der Mara über eine solche Aussage gelacht hätte, und es gab jetzt eine Zeit, in der sie nur noch ihre Stiefel prüfte und fragte, ob man auf einer Straße, die im Meer lag, rutschen konnte.

»Man kann überall rutschen«, sagte Elias.

Es war eine Antwort, die Mara in den letzten zwei Jahren oft gehört hatte, von vielen Menschen, und die sie nie zufriedengestellt hatte, und die sie

trotzdem nie vergessen hatte. Der Daimon ging neben ihr, und er trug die Laterne, und die Laterne war heil, und er trug sie trotzdem, weil er sie trug, und weil das Tragen der Laterne eine Form des Gehens war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst tat.

Die Gruppe war groß. Es gingen Mara und Nerin, Elias und Rauk, Tiriel und Amsel, und es ging Estra mit, die die Blätter nicht allein lassen wollte, und es ging Enno, der die Reihen nicht allein lassen wollte, und der trotzdem mitging, weil er glaubte, dass man die Reihen auch verlassen konnte, wenn man es tat, um etwas zu sehen, das man in keinem Verzeichnis fand. Sie waren sieben, und sie waren acht, wenn man Rauk mitzählte, und man zählte Rauk mit, weil Rauk nicht gefragt hatte, ob man ihn mitzählte, sondern einfach mitgegangen war.

Die Küste erreichten sie am zweiten Tag. Das Meer lag vor ihnen, grau und ruhig, und die Straße, von der Sahir erzählt hatte, lag in ihm. Sie war nicht zu sehen, solange man am Ufer stand. Sie wurde sichtbar, wenn man ins Wasser trat, und zwar nicht als Straße, sondern als ein Weniger an Tiefe: eine Stelle, an der das Wasser nur kniehoch war, wo es daneben brusttief gewesen wäre, und die Stelle war gerade und breit und führte von der Küste weg, in Richtung Osten, auf die Türme zu, die man in der Ferne ahnen konnte, wenn das Wetter richtig war.

»Wie funktioniert das?«, fragte Estra.

»Es funktioniert nicht«, sagte Elias. »Es geschieht.«

Mara trat als Erste ins Wasser. Sie tat es, weil sie es war, die die Frage gestellt hatte, und weil sie es war, die die Antwort brauchte, und weil sie gelernt hatte, dass die besten Antworten die waren, die man sich selbst gab, wenn man die Füße ins Wasser setzte. Das Wasser war kalt. Es war das erste Mal seit zwei Jahren, dass Mara barfuß im Meer stand, und sie spürte den Sand unter den Füßen, und der Sand war fest, und er trug, und sie begriff, dass die Straße keine Straße war, sondern ein Grund, und dass der Grund da war, weil jemand ihn gebaut hatte, vor langer Zeit, aus einem Grund, den niemand mehr kannte, und dass der Grund trotzdem trug, und dass das Tragen das Wichtigste daran war.

Die anderen folgten. Nerin kam als Zweite, und sie kam mit der hölzernen Hand voran, und die Hand tauchte ins Wasser, und das Wasser lief an dem Holz ab, ohne es zu benetzen, und Nerin sah auf die Hand und sagte nichts und ging weiter. Tiriel kam als Dritte. Sie ging barfuß, weil sie es gewohnt war, und weil sie es war, die in der Halle die Schuhe ausgezogen hatte, und weil sie die Straße im Meer auf eine Weise ging, die man nicht beschreiben konnte, wenn man nicht gesehen hatte, wie eine Frau barfuß über den Grund des Meeres ging, ohne zu wissen, ob es der Grund war, auf dem Almut gegangen war.

Rauk weigerte sich, nass zu werden. Der Hase saß auf Maras Schulter, und er saß dort mit der Würde eines Wesens, das sich weigerte, nass zu werden, und das wusste, dass diese Weigerung respektiert wurde, und das gerade deshalb mitkam. Als das Wasser tiefer wurde, setzte er sich höher, auf den Rucksack, und von dort aus sah er nach vorne, zu den Türmen, die aus dem Nebel kamen, und er machte keinen Laut, und er brauchte keinen Laut zu machen.

Die Straße trug. Sie trug sieben Menschen und einen Hasen und einen Daimon, und sie trug die Bücher, die in den Rucksäcken lagen, und sie trug die Frage, die in Maras Kopf lag, und sie trug alles das, ohne dass man es spürte. Es war, als ginge man auf einem Grund, der nicht wusste, dass er ein Grund war, und der gerade deshalb trug, weil er nicht wusste, dass er tragen konnte.

Nach einer Stunde gab es die erste Pause. Sie wurde auf einer Stelle abgehalten, an der die Straße breiter war, und an der aus dem Wasser Felsen ragten, auf denen man sitzen konnte. Es war eine Raststätte, aber keine, die jemand gebaut hatte. Es war eine Raststätte, die entstanden war, weil die Straße breiter war, und weil die Felsen da waren, und weil jemand, vor langer Zeit, angehalten hatte und sich gesetzt hatte, und weil das Sitzenbleiben eine Form war, die Worte fand, wenn die Straße keine Worte fand.

Amsel setzte sich auf den Fels und sah aufs Meer. Die Bibliothekarin war alt, und sie war es nicht mehr, und sie war beides zugleich, und Mara wusste, dass man das nicht erklären konnte, wenn man es nicht war. Amsel sah aufs Meer und sagte: »Ich habe mein Leben lang Bücher gelesen, die von Wegen handelten. Ich habe nie einen Weg gelesen, der im Meer lag.«

»Und jetzt?«, fragte Mara.

»Jetzt gehe ich auf ihm«, sagte Amsel. »Und ich verstehe nichts. Und es ist das Beste, was mir seit Jahren passiert ist.«

Es wurde gelacht. Es wurde auf dem Meer gelacht, und das Lachen ging über das Wasser, und das Wasser trug es, und die Türme in der Ferne kamen näher, und sie kamen näher, weil man auf sie zuing, und weil sie da waren, und weil das Gehen und das Dasein zwei Dinge waren, die zusammengehörten, wie Fragen und Antworten, und wie Feuer und Abende, und wie Häuser und Licht.

Die Straße stieg am Abend aus dem Wasser. Sie stieg nicht, wie eine Brücke steigt, sondern wie ein Ufer, das sich hebt: das Wasser wurde flacher, und der Grund wurde höher, und dann war da Land, und das Land war fest, und es roch nach Sand und nach Salz und nach den Dingen, die am Rand eines Meeres liegen, wenn das Meer ein Meer ist und kein Symbol.

Sie standen an der Küste von Avar. Die Türme der Stadt standen vor ihnen, sieben an der Zahl, und sie standen im Abendlicht, und das Abendlicht

machte aus ihnen das, was sie waren: keine Türme, sondern Häuser, die hoch waren, weil die Menschen, die sie gebaut hatten, das Licht sehen wollten, das über dem Meer aufging, und weil das Sehen-Wollen ein Grund war, Häuser zu bauen, und weil das Bauen von Häusern eine Form war, das Licht zu suchen, die man nicht beschreiben konnte, wenn man es nicht selbst tat.

Mara sah auf die Türme. Sie dachte an Orels Satz, und sie dachte an das Haus am Waldrand, und sie dachte an das Feuer, das seinen Abend suchte, und sie dachte daran, dass all diese Dinge zusammenhingen, und dass das Zusammenhängen nicht zerstört wurde, indem man es sich erklärte, sondern dass es zerstört würde, wenn man es nicht lebte.

»Dorthin«, sagte Elias und zeigte auf die Türme. »Dort ist Maelis.«

358. Avar

Die Stadt Avar war aus Stein gebaut, der aus dem Meer kam. Man sah es den Häusern an: sie waren hell und dunkel zugleich, und sie hatten die Farbe von Dingen, die lange im Wasser gelegen hatten und dann ans Licht gekommen waren, und die Farbe war keine Farbe, sondern ein Zustand, und der Zustand war der einer Stadt, die wusste, dass das Meer da war, und die trotzdem Häuser baute.

Maelis wartete am Hafen. Die Schreiberin war eine Elfe, und sie war älter als Sahir, und sie hatte zwei Kinder, die nicht mehr bei ihr wohnten, und sie hatte die Angewohnheit, Briefe zwischen Buchlagen zu vergessen, und sie war die Frau, die vor zwei Jahren eine Zeichnung gemacht hatte, die eine sinkende Kurve zeigte, und die unter der Zeichnung einen breiten freien Raum gelassen hatte, von dem mehrere Wege ausgingen.

Mara sah die Elfe an, und die Elfe sah Mara an, und es war ein Wiedersehen zwischen zwei Frauen, die sich nie gesehen hatten und die sich trotzdem kannten, weil sie beide dasselbe getan hatten: sie hatten aufgeschrieben, was sie sahen, und sie hatten es so aufgeschrieben, dass andere es lesen konnten, und das Aufschreiben war eine Form der Liebe gewesen, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst getan hatte.

»Der siebte Band«, sagte Mara und gab ihn ihr.

Maelis nahm ihn. Sie nahm ihn mit beiden Händen, und sie nahm ihn so, wie Amsel den achten Band genommen hatte: mit der Sorgfalt einer Frau, die wusste, dass Bücher nicht aus Papier waren, sondern aus den Händen, die sie hielten. Sie öffnete ihn an einer Stelle, die sie kannte, und sie las, und als sie fertig war, schloss sie ihn und hielt ihn eine Weile an der Brust, und niemand sagte etwas, und es war das Richtige, dass niemand etwas sagte.

»Er ist gut gereist«, sagte Maelis. »Besser, als ich es verdient habe.«

Es war derselbe Satz, den Amsel gesagt hatte, und Mara begriff, dass es kein Zufall war. Es gab Sätze, die gehörten zu den Büchern, wie die Einbände zu den Büchern gehörten, und die Sätze waren überall gleich, und sie waren überall verschieden, und sie wurden von Menschen gesagt, die Bücher mehr mochten als Menschen, und die gerade deshalb Menschen mehr verstanden als die meisten Menschen.

Sie gingen in die Stadt. Maelis führte sie, und sie führte sie nicht in ein Haus, sondern in einen Hof, der zwischen Häusern lag, und in dem ein Tisch stand, und auf dem Tisch stand eine Schale mit Wasser, und das Wasser war nicht das Wasser der Schale, die Mara kannte, sondern ein anderes Wasser, das aus dem Meer kam und das in der Schale ruhte, wie eine Sache ruhte, die man nicht mehr brauchte, die aber trotzdem da war.

»Setzt euch«, sagte Maelis. »Ich kocht Tee. Und dann erzählt ihr mir alles.«

Sie erzählten alles. Mara erzählte von der Reise und von den Windräumen, und von dem Ton, der aus der leeren Stelle kam, und von dem Feuer, das seinen Abend suchte, und von Orels Satz, der da stand, in der ungleichen, eiligen Handschrift eines Mannes, der gewusst hatte, dass er nicht mehr lange schreiben würde. Sie erzählte von Tiriel und dem Namen, den sie im Verzeichnis gefunden hatte, und von Estra, die die Stimmen hörte, und von Enno, der alles notierte, und von der Straße im Meer, auf der sie gegangen waren, und die getragen hatte.

Maelis hörte zu. Sie hörte so, wie man zuhörte, wenn man eine Frau war, die aufgeschrieben hatte, was sie gesehen hatte, und die wusste, dass das Aufschreiben eine Form des Zuhörens war. Sie hörte zu, ohne zu unterbrechen, und sie hörte zu, ohne zu fragen, und sie hörte zu, bis Mara fertig war, und dann hörte sie noch eine Weile weiter, weil sie wusste, dass das, was man nicht sagte, manchmal lauter war als das, was man sagte.

Als Mara geendet hatte, stand Maelis auf. Sie ging an die Schale, die auf dem Tisch stand, und sie sah in das Wasser, und das Wasser war ruhig, und es zeigte nichts, und es zeigte trotzdem alles, und Maelis sah lange hinein, und alle, die im Hof saßen, sahen zu, wie eine Elfe in eine Schale Wasser sah, und keiner von ihnen fragte, was sie sah, weil sie wussten, dass man das nicht fragte, und dass die Antwort, wenn sie kam, von selbst kam.

»Deya«, sagte Maelis. »Deya muss das wissen.«

Es war ein Name, den Mara kannte. Deya war eine von den Frauen, die in Avar lebten und die vor zwei Jahren an dem Bericht gearbeitet hatten, den Maelis an Mara geschickt hatte. Deya war die Frau, die auf einem Platz bestanden hatte, den noch niemand benannt hatte, und der Platz war der Platz für das Danach gewesen, und das Danach war das, was kam, wenn das Feuer seinen Abend gefunden hatte.

Maelis erklärte es nicht. Sie stand auf und nahm die Schale und goß das Wasser in den Hof, und das Wasser versickerte in dem Stein, und der Stein nahm es auf, wie Steine Wasser aufnahmen, wenn sie alt genug waren. Dann stellte sie die Schale ab und sagte: »Deya wartet auf euch. Sie hat gewartet, seit ich ihr von der sinkenden Kurve erzählt habe. Sie wusste, dass ihr kommt.«

»Wie konnte sie das wissen?«, fragte Estra.

»Sie hat es nicht gewusst«, sagte Maelis. »Sie hat es erwartet. Das ist ein Unterschied, den man kennen muss, wenn man mit Deya spricht.«

Mara stand auf. Sie fühlte sich, wie man sich fühlte, wenn man wusste, dass die Reise nicht zu Ende war, sondern dass sie gerade erst begann, und dass das, was kam, das war, wofür man all das getan hatte, was man getan hatte. Sie sah Nerin an, und Nerin sah sie an, und es war ein Blick, den beide kannten, und der bedeutete: Wir sind da, wo wir sein wollten, und wir wissen, dass das nicht genug ist, und wir wissen, dass das genau richtig ist.

359. Deyas Ort

Deya lebte am unteren Rand der Stadt, dort, wo Avar aufhörte, eine Stadt zu sein, und anfang, ein Abhang zu sein. Ihre Wohnung bestand aus einem Raum und einem Garten, und der Garten war kein Garten im Sinne, den Mara aus Auenbrück kannte, sondern ein Stück Abhang, an dem Deya Dinge anpflanzte, die niemand brauchte, und die trotzdem wuchsen, und deren Wachsen der Grund war, warum Deya sie anpflanzte.

Die Frau, die die Tür öffnete, war keine Elfe. Sie war ein Mensch, und sie war nicht mehr jung, und sie hatte die Hände einer Gärtnerin, und die Hände waren es, die Mara sofort wussten, dass sie richtig war. Deya war die Frau, die auf einem Platz bestanden hatte, und der Platz war nicht ihre Wohnung und nicht ihr Garten, sondern etwas anderes, und das andere war der Grund, warum sie hier lebte, am unteren Rand der Stadt, wo der Abhang begann, und wo das, was man oben sah, kleiner wurde, und wo das, was man unten sah, größer wurde.

»Kommt herein«, sagte Deya. »Ich habe erwartet, dass ihr kommt.«

Es war der Satz, von dem Maelis gesagt hatte, dass man ihn kennen müsse, und Mara kannte ihn jetzt. Deya hatte es nicht gewusst. Sie hatte es erwartet, und das Erwarten war eine Arbeit, die Deya getan hatte, und die Arbeit bestand darin, dass sie einen Garten gepflanzt hatte, der Dinge hervorbrachte, die niemand brauchte, und dass sie gewartet hatte, bis jemand kam, der sie brauchte.

Der Garten war klein. Er war so klein, dass man ihn in einem Atemzug hätte umgehen können, und er war voll. Es standen dort Pflanzen, die Mara

nicht kannte, und es standen dort Pflanzen, die sie kannte, und es standen dort Pflanzen, die aussahen, wie man sich Pflanzen vorstellte, wenn man von Pflanzen gehört hatte, ohne sie je gesehen zu haben. Und zwischen den Pflanzen lagen Steine, und auf den Steinen lagen Dinge, die keine Steine waren, und die Mara nicht benennen konnte, und die Deya nicht benannte, und die trotzdem da waren, und die da waren, weil sie dazugehörten.

»Das ist der Ort«, sagte Deya.

Sie sagte es so, wie man etwas sagt, das man lange gesagt hat, und das man trotzdem nicht müde wird zu sagen, weil das Sagen die Arbeit ist, die man tut, und weil die Arbeit die Stelle ist, an der man ist, und weil die Stelle der Ort ist, den man verteidigt hat, wenn niemand sonst ihn verteidigt hat.

»Der Ort für das Danach«, sagte Mara.

»Der Ort für das Danach«, sagte Deya. »Und das Danach ist das, was kommt, wenn etwas aufhört. Und das Aufhören ist das, was ihr mir erzählen wollt.«

Sie setzten sich in den Garten. Deya brachte Tee in einer Kanne, die alt war und die trotzdem die beste Kanne der Welt war, weil Deya sie benutzte, und weil das Benutzen eine Form der Liebe war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst tat. Es wurde Tee getrunken, und es wurde geredet, und das Reden war ein Reden, das Mara kannte, und das sie in den letzten zwei Jahren oft gehört hatte, und das trotzdem jedes Mal neu war, weil es von anderen Menschen gesagt wurde, die es zum ersten Mal verstanden.

Mara erzählte von den sieben Feuern. Sie erzählte von Namar, dem Engel, der daran saß, und der gelernt hatte, dass seine Tätigkeit enden durfte, und der gelernt hatte, dass das Ende der Tätigkeit nicht das Ende des Engels war. Sie erzählte von dem Ton, den die Windräume gehört hatten, und von dem Ring im Wasser, den die Gefäße der Nives gezeigt hatten, und von der sinkenden Kurve, die Maelis gezeichnet hatte, und die eine Bewegung zeigte, die nicht mehr zunahm, und die ihren Höhepunkt hinter sich hatte, und die jetzt nicht mehr steigen wollte, sondern ankommen.

Deya hörte zu. Sie hörte so, wie Gärtnerinnen zuhören, wenn sie etwas hören, das sie selbst gepflanzt haben, und das jetzt wächst, und das sie wachsen lassen, ohne zu wissen, was es wird. Als Mara fertig war, stand Deya auf und ging in den Garten, und sie ging zu einer Stelle, die am unteren Rand des Abhangs lag, und die Stelle war leer, und die Leere war keine Leere, sondern ein Platz, und der Platz war der Platz, von dem Maelis gesagt hatte, dass Deya auf ihm bestanden hatte.

»Hier«, sagte Deya. »Hier wird es kommen.«

»Was wird kommen?«, fragte Estra.

»Das, was aus dem Feuer geht«, sagte Deya, »wenn das Feuer seinen Abend findet.«

Es wurde still im Garten. Es war ein Stillschweigen, das Mara kannte, und das sie in den letzten zwei Jahren oft erlebt hatte, und das sie trotzdem jedes Mal neu erlebte, weil es jedes Mal von anderen Menschen gemacht wurde, die es zum ersten Mal erlebten. Sie sah auf den Platz, und der Platz war leer, und die Leere war das, was Deya verteidigt hatte, und die Verteidigung war eine Arbeit, die Deya getan hatte, und die Arbeit bestand darin, dass sie einen Platz frei gehalten hatte, an dem etwas kommen konnte, von dem niemand wusste, was es war.

»Ich halte den Platz seit zwanzig Jahren«, sagte Deya. »Ich habe ihn frei gehalten, als niemand wusste, dass es ihn gab. Ich habe ihn frei gehalten, als alle glaubten, dass das Feuer nie enden würde. Ich habe ihn frei gehalten, als die Engel kamen und gingen, und als die Bücher geschrieben wurden, und als die Fragen gestellt wurden, und als die Antworten gegeben wurden, und als alles das geschah, was geschah, und was ich nicht verstanden habe, und was ich trotzdem getan habe, weil ich wusste, dass es jemand tun musste.«

Sie sagte es ohne Stolz. Sie sagte es, wie man etwas sagt, das man getan hat, und das man getan hat, weil man es getan hat, und das man nicht getan hat, um damit anzugeben, sondern weil das Tun das war, was man war, und weil das Sein das war, was man tat.

Mara sah auf den Platz. Sie dachte an das Feuer, und sie dachte an den Engel, und sie dachte an den Satz, den Orel geschrieben hatte, und der da stand, in der ungleichen, eiligen Handschrift eines Mannes, der gewusst hatte, dass er nicht mehr lange schreiben würde. Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält. Und sie begriff, dass der Platz, den Deya frei gehalten hatte, ein Teil des Hauses war, und dass das Haus größer war, als sie gedacht hatte, und dass das Haus gebaut wurde, von vielen Händen, und dass die Hände die Hände von Menschen waren, die nicht wussten, dass sie ein Haus bauten, und die gerade deshalb das richtige Haus bauten.

»Wir gehen zum Feuer«, sagte Mara. »Wir gehen zum Feuer, und wir sagen dem Engel, dass sein Feuer seinen Abend finden darf. Und dann kommen wir zurück, und dann sehen wir, was kommt.«

Deya nickte. Sie nickte so, wie Gärtnerinnen nickten, wenn sie etwas hörten, das sie gepflanzt hatten, und das jetzt aufging, und das sie aufgehen ließen, ohne zu wissen, was es wurde.

360. Maelis' Abend

Am Abend vor der Abreise saßen sie in Maelis' Haus. Das Haus lag am oberen Rand der Stadt, und es hatte Fenster, durch die man das Meer sah, und das Meer war in der Abendsonne, und die Abendsonne machte aus dem Meer das, was es war: keine Fläche, sondern ein Ding, das sich bewegte, und das sich bewegte, weil es lebte, und das lebte, weil es das Meer war.

Maelis hatte gekocht. Sie hatte gekocht, wie Elfen kochten, wenn sie für Gäste kochten, und das Kochen war eine Kunst, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst erfahren hatte. Es gab Suppe, und es gab Brot, und es gab einen Wein, der aus den Hügeln hinter der Stadt kam, und der Wein war kein Wein, sondern ein Zustand, und der Zustand war der eines Abends, an dem alles gesagt worden war, was gesagt werden musste, und an dem das, was nicht gesagt worden war, trotzdem da war.

Sie saßen zu siebt am Tisch. Mara und Nerin saßen nebeneinander, und ihre Knie berührten sich unter dem Tisch, und die Berührung war eine Form der Sprache, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst sprach. Elias saß Mara gegenüber, und der Daimon aß, und er aß so, wie Daimonen aßen, wenn sie aßen, und das Essen war eine Form der Anwesenheit, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst war. Tiri-el saß an der Seite, und die Gärtnerin hielt den Beutel mit der Erde auf dem Schoß, und die Erde war die Erde aus dem alten Garten, und die Erde war es, die sie hierher gebracht hatte, und die sie wieder zurückbringen würde, wenn die Zeit dafür war.

Amsel saß am Ende des Tisches. Die Bibliothekarin war alt, und sie war müde, und sie war trotzdem da, und sie war da, weil sie wollte, und weil das Wollen das war, was sie am Leben hielt, und weil das Am-Leben-Sein das war, was sie tat, wenn sie tat, was sie tat. Estra saß neben ihr, und die junge Frau, die die Stimmen hörte, hörte jetzt nichts, und das Nichts-Hören war eine Form des Hörens, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst konnte. Enno saß am anderen Ende, und der Mönch notierte nichts, und das Nichts-Notieren war eine Form des Notierens, die er gelernt hatte, und die er lernte, seit er gelernt hatte, dass nicht alles, was geschah, aufgeschrieben werden musste, und dass gerade das, was nicht aufgeschrieben wurde, das Wichtigste war.

»Ich komme mit«, sagte Maelis.

Es war ein Satz, den Mara erwartet hatte, und der sie trotzdem überraschte. Die Schreiberin war eine Elfe, und sie war älter als Sahir, und sie hatte zwei Kinder, die nicht mehr bei ihr wohnten, und sie hatte ein Leben, das hier war, in dieser Stadt, an diesem Rand des Meeres, und das Leben war ein Leben, das man nicht verließ, wenn man es verließ, und das man

trotzdem verließ, wenn man es verließ, weil das Verlassen eine Form der Liebe war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst war.

»Bis zur Ebene«, sagte Amsel.

»Bis zur Ebene«, sagte Maelis. »Und dann weiter.«

»Weiter?«, fragte Mara.

»Weiter«, sagte Maelis. »Ich habe vor zwei Jahren eine Zeichnung gemacht. Die Zeichnung zeigte eine sinkende Kurve. Unter der Kurve war ein freier Raum, und von dem Raum gingen Wege aus. Ich habe nicht gewusst, wohin die Wege führen. Ich weiß es jetzt. Sie führen zu einem Feuer, das seinen Abend sucht, und ich will da sein, wenn der Abend kommt, und ich will ihn aufschreiben, und das Aufschreiben ist das, was ich tue, und wenn ich es nicht tue, dann bin ich nicht, und wenn ich nicht bin, dann ist die Zeichnung umsonst gewesen, und das darf sie nicht sein.«

Es wurde nicht widersprochen. Es wurde auch nicht zugestimmt. Es wurde nur notiert, und zwar von Enno, und zwar in dem kleinen Heft, das er bei sich trug, und in das er alles schrieb, was geschah, weil er glaubte, dass das Schreiben eine Form des Zuhörens war. Er schrieb: Maelis reist mit. Er schrieb das Datum. Er schrieb die Namen derer, die am Tisch saßen. Und er schrieb, am Rand, in seiner eigenen, kleinen, sorgfältigen Schrift, einen Satz, den er nicht hätte schreiben müssen, den er aber schrieb, weil er ihn für wichtig hielt: Das Feuer wird seinen Abend finden. Und wir werden da sein.

In der Nacht, bevor sie aufbrachen, ging Mara an das Fenster. Sie sah auf die Stadt, und die Stadt schlief, und das Schlafen war ein Schlafen, das man sah, wenn man auf eine Stadt sah, die schlief, und das Sehen war eine Form des Wissens, die man nicht beschreiben konnte, wenn man es nicht selbst war. Unten im Hof stand ein Baum, und der Baum war ein Baum, und der Baum war es, der Mara daran erinnerte, dass alles, was sie tat, getan wurde, damit Bäume stehen konnten, und damit Menschen unter Bäumen sitzen konnten, und damit das Sitzen unter Bäumen eine Form des Lebens war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst lebte.

Nerin kam zu ihr. Die Elfe stellte sich neben Mara ans Fenster, und sie legte die rechte Hand auf Maras Schulter, und die Hand war warm, und die Wärme war eine Form der Nähe, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst spürte. Sie standen lange da. Sie sagten nichts. Sie sagten nichts, weil alles, was sie hätten sagen können, schon gesagt worden war, und weil das Nichts-Sagen eine Form des Sagens war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst war.

»Morgen«, sagte Nerin schließlich.

»Morgen«, sagte Mara.

Und das Wort war ein Wort, das man nicht beschreiben konnte, wenn man es nicht selbst sagte, und das trotzdem alles sagte, was gesagt werden musste, und das alles, was gesagt werden musste, in einer Weise sagte, die niemand hätte sagen können, der nicht Mara war und der nicht Nerin war und der nicht an einem Fenster in Avar stand und auf eine Stadt sah, die schlief, und die wusste, dass am nächsten Tag eine Reise beginnen würde, die zu einem Feuer führte, das seinen Abend suchte, und dass die Reise das war, wofür man lebte, und dass das Leben das war, wofür man reiste.

361. Der Weg zurück

Der Rückweg führte über die Straße im Meer, und die Straße trug sie wieder. Es war keine Selbstverständlichkeit. Mara wusste das jetzt. Es gab Straßen, die trugen, und es gab Straßen, die trugen nicht, und der Unterschied zwischen den beiden war nicht der Grund, auf dem sie lagen, sondern die Absicht, mit der man sie ging. Man konnte eine Straße gehen, die trug, und man konnte sie so gehen, dass sie nicht mehr trug, und das Nicht-mehr-Tragen war eine Form des Gehens, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst gegangen war.

Sie gingen zu zehnt. Es waren die sieben, die von Leth gekommen waren, und es waren Maelis und Deya, die dazugekommen waren, und es war Rauk, der auf Maras Schulter saß und der sich weigerte, nass zu werden. Sie gingen über die Straße, und die Straße trug sie, und das Tragen war ein Tragen, das man spürte, wenn man es nicht spürte, und das man nicht spürte, wenn man es spürte, und das war der Unterschied zwischen einer Straße, die trug, und einer Straße, die nicht trug.

In Leth blieben sie einen Tag. Amsel blieb. Die Bibliothekarin war alt, und sie war müde, und sie hatte gesagt, dass sie bis zur Ebene kommen würde, und sie hatte es gesagt mit einer Bestimmtheit, die Mara daran zweifeln ließ, ob die Ebene das war, was Amsel wollte, und ob das, was Amsel wollte, das war, was Amsel brauchte. Aber Amsel hatte es gesagt, und Mara hatte gelernt, dass man die Dinge, die alte Frauen sagten, ernst nahm, und dass man sie ernst nahm, weil man selbst einmal eine alte Frau sein wollte, die Dinge sagte, die ernst genommen wurden.

Am Abend vor der Abreise gingen sie in den Saal der Blätter. Amsel zeigte ihnen die Stelle, an der Orels Satz stand, und der Satz war derselbe, den sie gelesen hatten, und er war trotzdem ein anderer, weil er jetzt von anderen Menschen gelesen wurde, und weil das Lesen eine Form der Veränderung war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst erlebt hatte.

Es war Enno, der die Frage stellte, die keiner gestellt hatte. Der Mönch, der alles notierte und der wusste, dass nicht alles notiert werden musste, fragte: »Und was ist mit den Fenstern?«

Es war eine Frage, die Mara nicht verstand, und die Nerin verstand, und die Elias verstand, und die zu beantworten war, musste man Sahir kennen. Die Fenster waren die Fenster des Hauses der unvollendeten Wege, und die Fenster waren es, die die Bilder zeigten, und die Bilder waren es, die die Möglichkeiten zeigten, und die Möglichkeiten waren es, die die Wege waren, und die Wege waren es, die zu den Orten führten, an denen das war, was war.

»Sahir«, sagte Mara. »Wir müssen Sahir besuchen.«

Es war eine Entscheidung, die keine war. Es gab in Maras Leben eine Zeit, in der eine solche Entscheidung eine Versammlung gebraucht hätte, und es gab jetzt eine Zeit, in der sie nur noch einen Satz brauchte, und der Satz war: Wir müssen Sahir besuchen. Und der Satz genügte, und das Genügen war eine Form der Gewissheit, die man nicht beschreiben konnte, wenn man sie nicht selbst hatte.

Sie gingen am nächsten Morgen. Die Verbindung, die Jaspar hielt, führte sie in den Garten, und der Garten war der Garten der offenen Hände, und der Garten war es, der sie aufnahm, und der sie aufnahm, wie man Gäste aufnahm, die man kannte, und die man nicht kannte, und die man trotzdem kannte, weil man sie kannte.

Sahir wartete vor seinem Haus. Das Haus der unvollendeten Wege lag unter dem Schnee, und der Schnee war geschmolzen, und das Haus lag jetzt frei, und die Fenster waren die Fenster, und die Fenster waren es, die die Bilder zeigten, und die Bilder waren es, die Sahir pflegte, und das Pflegen war eine Arbeit, die Sahir tat, und die Arbeit war es, die Sahir war.

»Ihr kommt aus Avar«, sagte Sahir.

»Wir kommen aus Avar«, sagte Mara. »Und wir gehen zum Feuer.«

Sahir sah sie an. Er war ein alter Mann, und er war eine Elfe, und er war beides zugleich.

»Dann zeigt euch die Fenster«, sagte Sahir. »Denn die Fenster zeigen, was ihr sucht.«

Sahir führte sie durch die warmen Räume. Im ersten Fenster lag der Waldweg mit der kleinen Holzbrücke. Nerin trat dicht an den Rahmen.

»Da«, sagte sie leise.

Mara stellte sich neben sie. Zwischen den alten Planken schimmerte Wasser. Über dem Geländer stand der Baum, den Nerin gesucht hatte. Sie hob den Holzarm und hielt den Daumen ins Licht.

»Der Wald ist offen«, sagte Nerin.

Es war ein Satz, den Nemm vor zwei Jahren gesagt hatte, und der jetzt von Nerin gesagt wurde, und der von Nerin gesagt wurde, weil Nerin es war, die ihn sagte, und weil das Sagen eine Form des Wissens war, die man nicht beschreiben konnte, wenn man es nicht selbst wusste. Mara sah auf die Elfe, und die Elfe sah auf das Fenster, und das Fenster zeigte den Waldweg, und der Waldweg war der Waldweg, und alles war, wie es war.

362. Sahirs neue Fenster

Unter dem Fenster zur Brücke fehlte noch die Trittleiste.

Sahir hatte sie auf den Tisch gelegt und die passenden Nägel daneben. Als er sich umwandte, stand Nemm auf dem Holz und maß die Breite mit ihren Schritten.

»Zu schmal«, sagte sie.

»Für deinen Fuß?«

»Für zwei Leute mit einer Last.«

Sahir nahm ein zweites Brett.

Nemm ging bis an dessen Ende, drehte sich und kam zurück. Hinter ihr warteten drei aus ihrem Volk mit einem kleinen Schlitten. Darauf lag ein zusammengerolltes Blatt, mit zwei Fäden festgebunden.

»Den wollt ihr hinüberbringen?«

»Und zurück.«

Sahir legte die Bretter nebeneinander.

Durch das Fenster sah man den Baum über der Brücke. Die graue Schnur hing unbewegt am Ast. Unten zog Wasser zwischen den Steinen hindurch.

Nemm trat an den Rahmen.

Von Sahirs Höhe aus lag die Brücke genau gegenüber. Für Nemm begann der Weg jedoch über ihrem Kopf. Zwischen Fensterbrett und erster sichtbarer Bohle blieb ein dunkler Streifen.

Sie flog hinauf und setzte sich auf die untere Rahmenkante.

»Hier kann ich durch. Der Schlitten nicht.«

Sahir ging in die Hocke.

Zum ersten Mal sah er die Brücke aus ihrer Höhe. Die Bohlen rückten nach oben, bis nur ihre Unterseite im Fenster stand.

Er legte die Hand an den Rahmen.

Das Bild sank.

Nemm hob sofort den Arm.

»Nicht so viel.«

Sahir hielt inne. Eine Bohle erschien, dann die nächste. Dazwischen lag der schmale Weg, den Nemm kannte.

Sie stieg auf das Fensterbrett zurück.

Nun reichte die erste Bohle bis an ihre Füße.

Einer ihrer Begleiter nahm den Schlitten vorn, ein anderer hinten. Gemeinsam schoben sie ihn vor. An der Grenze zwischen Holz und Weg stockte eine Kufe.

Nemm kniete sich hin.

»Da.«

Sahir sah nur einen kleinen Schatten. Er holte eine dünne Leiste und schob sie unter die Brettkante.

Die Kufe kam frei.

Auf der anderen Seite bewegte sich die graue Schnur.

Ein kühler Luftzug strich durchs Zimmer. Er erfasste das lose Ende des Blattes auf dem Schlitten. Der Faden spannte sich.

Nemm legte beide Hände auf die Rolle.

»Erst die anderen Fenster zu.«

Sahir sah zur gegenüberliegenden Wand.

Das Fenster zur Windwarte stand offen. Dahinter bewegten sich Tannenspitzen. Über dem unteren Rahmen lag ein heller Streifen Himmel.

Er klappte den Laden davor.

Der Luftzug ließ nach.

Nemm nahm die Hände vom Blatt. Ihre Begleiter zogen den Schlitten zurück ins Zimmer.

»Ihr könntet trotzdem fliegen«, sagte Sahir.

Sie deutete auf die Last.

»Heute das. Morgen etwas anderes.«

Er nahm die Nägel vom Tisch und befestigte die breite Trittfläche.

Nemm prüfte jeden Übergang. An einer Stelle blieb ihre Schuhspitze hängen. Sahir hobelte nach, bis sie den Fuß darüberziehen konnte, ohne hinzusehen.

Danach gingen die drei mit dem Schlitten auf die Brücke.

Sahir blieb am Fenster.

Er sah sie zwischen den Bohlen kleiner werden. Nemm drehte sich um und hob die Hand. Auf seiner Seite des Rahmens lag das Licht schräg. Hinter ihr schien es fast von oben zu kommen.

Er wollte das Fenster weiter öffnen.

Nemm schüttelte den Kopf.

Sahir ließ den Griff los.

Wenig später kamen sie zurück. Auf dem Schlitten lag jetzt ein Stein, nicht größer als sein Fingernagel. Einer der kleinen Leute trug ein feuchtes Blatt über der Schulter.

Sie stellten beides auf den Tisch.

»Für die Kante«, sagte Nemm.

Sahir legte den Stein auf das Fensterbrett.

In seiner nassen Oberfläche spiegelte sich die Brücke. Als er ihn weiter ins Zimmer schob, verschwand das Spiegelbild. Zurück blieb ein gewöhnlicher dunkler Kiesel.

Nemm nickte.

»Da hört es auf.«

Sahir zog mit Kreide eine kurze Linie neben den Stein. Dann machte er das Fenster zu.

Hinter dem nächsten Laden wartete Deyas Garten.

Er öffnete nur einen Spalt.

Warme Luft kam herein. Sie roch nach feuchter Erde. Auf der Tischplatte hob sich das mitgebrachte Blatt an den Rändern.

Deya stand zwischen zwei Pflanzenschalen. Sie bemerkte Sahir erst, als Nemm gegen den Rahmen klopfte.

»Wollt ihr etwas?«, fragte sie.

»Den unteren Weg prüfen.«

Deya blickte auf den Boden vor ihren Füßen.

»Hier steht Wasser.«

Sie ging aus dem Bild. Sahir hörte, wie etwas Schweres über Stein gezogen wurde. Dann erschien ein umgedrehter Topf am unteren Rand des Fensters.

Nemm stellte sich davor.

Der Topfboden reichte ihr bis zur Brust.

»Für mich nicht«, sagte sie.

Deya beugte sich herunter. Zum ersten Mal lagen ihre Augen beinahe auf Höhe der kleinen Frau.

»Warte.«

Sie holte einen flachen Scherben und legte ihn schräg gegen den Topf. Nemm ging hinauf, prüfte die Oberkante und kam wieder zurück.

»So.«

Zwei ihrer Begleiter folgten ihr. Sie trugen das feuchte Blatt zwischen sich.

Deya nahm es nicht entgegen. Sie hielt nur die Hände darunter, während die kleinen Gäste es auf den trockenen Topfboden legten.

Sahir sah einen Wassertropfen vom Blatt fallen.

Er erreichte nicht den Boden.

An der Fensterkante blieb er hängen, durchsichtig und rund. Darin stand Deyas Garten auf dem Kopf.

Nemm bemerkte ihn ebenfalls.

»Ein Tuch.«

Sahir griff nach dem Lappen auf seinem Tisch.

»Nicht deins«, sagte sie. »Von dort.«

Deya holte ein Stück Stoff. Sie hielt es an die andere Seite des Rahmens. Der Tropfen löste sich und zog eine dunkle Spur hinein.

Sahir betrachtete die trockene Kante auf seiner Seite.

Deya legte den Stoff unter den Übergang.

»Den lasse ich hier.«

Die kleinen Gäste brachten ihr das Blatt bis zur nächsten Pflanzenschale. Auf dem Rückweg trugen sie einige helle Samen in einem gefalteten Stück Papier.

Nemm ließ sie die Last einzeln über die Kante heben.

Kein Korn fiel herunter.

Als alle zurück waren, schloss Sahir auch dieses Fenster.

Im Zimmer war es wärmer geworden. Einer der kleinen Leute zog die Jacke aus und hängte sie über den Griff des Schlittens.

»Jetzt die Warte«, sagte Nemm.

Sahir nahm zuerst die losen Papiere vom Tisch.

Dann öffnete er den dritten Laden.

Der Wind griff unter seinen Ärmel.

Hinter dem Fenster lag nicht der Hof, sondern ein schmaler Absatz unter dem Dach. Nives stand weiter hinten und hielt etwas, das Sahir zunächst für ein Segel hielt. Erst als sie näherkam, erkannte er ein gewöhnliches Tuch.

»Das flattert seit einer Weile«, sagte sie.

Sahir deutete auf die Fensterkante.

»Wir arbeiten daran.«

Nives befestigte das Tuch seitlich am Absatz. Der Wind drückte es nach innen. Hinter dem Stoff entstand eine ruhige Stelle.

Nemm flog bis an die Grenze.

Ihre Flügel schlugen zweimal. Dann glitt sie auf den Absatz und stellte sich hinter das Tuch.

Sahir blieb mit der Hand am Rahmen.

Von dort draußen sah Nemm anders aus. Ihre Umrisse waren deutlicher, die Farben ihrer Kleidung dunkler. Ihre Größe änderte sich nicht.

Sie winkte ihre Begleiter heran.

Diesmal nahmen sie den Schlitten nicht mit. Einer trug den feuchten Kiesel, der andere das Papier mit den Samen.

Nives kniete sich hin und hielt ihre Hand als Schutz vor den Wind.

»Soll ich euch tragen?«

Nemm schüttelte den Kopf.

Sie gingen bis an die trockene Wand. Dort stellten sie ihre Lasten ab.

Lume erschien über Nives' Schulter.

Es sank bis vor Nemm herab. Das Papier in deren Händen hob sich ein wenig. Einer der Samen rollte zur Falzkante.

Lume wich zurück.

Nemm schloss das Papier und lachte.

Sahir konnte den Laut hören, obwohl der Wind am Tuch zog.

Nives brachte ein kleines Brett. Sie legte es an die Wand, sodass zwischen Brett und Stoff ein schmaler geschützter Gang blieb.

Die kleinen Gäste benutzten ihn auf dem Rückweg.

Als Nemm wieder im Zimmer stand, strich sie ihre Jacke glatt.

»Jetzt können wir Lasten tragen.«

Sahir sah zu den drei geschlossenen Läden.

»Nacheinander.«

Sie nickte.

Er hatte vorgesehen, alle offen zu lassen. Von der Mitte des Zimmers aus hätte man zugleich den Garten, die Warte und die Brücke sehen können.

Nun holte er drei kleine Haken.

Nemm prüfte, ob ihr Volk sie erreichen konnte. Den ersten musste Sahir tiefer setzen. Beim zweiten genügte eine Schlaufe aus Faden. Den dritten öffnete sie ohne Hilfe.

Am Abend lag die breite Trittleiste fest unter dem Brückenfenster.

Sahir wischte die Kreidestriche vom Tisch. Nur die kurze Linie am Kiesel ließ er stehen.

Nemm zog den Schlitten zur Tür.

»Das Blatt haben wir nicht zurückgebracht«, sagte einer ihrer Begleiter.

»Es ist bei Deya.«

»Bleibt es dort?«

Nemm sah zum geschlossenen Laden.

»Wenn sie es brauchen kann.«

Sahir legte die übrigen Nägel in die Schachtel. Dann öffnete er das Brückenfenster noch einmal und prüfte den Übergang von unten.

Die erste Bohle lag genau an der richtigen Stelle.

363. Die Brücke

Nerin ging am nächsten Morgen allein durch das Fenster. Sie hatte es am Abend gesagt, ohne Begründung, und Mara hatte keine verlangt. Es gab Bitten, die man nicht begründete, weil jede Begründung sie kleiner gemacht hätte. Nerin nahm das Bündel, die Laterne nicht, und Rauk kam mit, weil er niemanden allein gehen ließ, der ihn brauchte.

Der Waldweg hinter dem Fenster war kurz. Nerin kannte Wege, die länger waren, und keiner von ihnen hatte sich so angefühlt wie dieser. Das lag

nicht an den Schritten, sondern an den Jahren. Der Weg, der damals ein ganzer Tag gewesen war, war jetzt eine Stunde, und die Stunde gehörte ihr.

Die Brücke stand, wo sie gestanden hatte. Sie führte über einen Bach, der von den Hängen kam, und das Wasser hatte dieselbe Farbe wie in Nerins Erinnerung, ein Braun, das man für trübe hielt, bis man darin stand und die Klarheit unter der Oberfläche sah. Das Holz der Brücke war alt und an den Kanten hellgetreten. Niemand hatte es ersetzt. Offenbar benutzten es Menschen, die keine Namen dafür brauchten.

Der Baum stand über der Brücke. Nerin blieb vor der letzten Planke stehen und sah hinauf. Die graue Schnur war fort. Sie hatte an einem Ast gehangen, der Ast ragte noch immer etwas weiter vor als die anderen, als hätte der Baum die Stelle markiert, an der etwas gewesen war. In der Schnur hatte der Wind gelegen, an dem Tag, und der Wind hatte sich bewegt, während in ihrem Körper etwas fest geworden war. Sie hatte sich später oft an diese Schnur erinnert, weil sie sich im Wind weiterbewegte, während ihr selbst jede Bewegung genommen wurde. Jetzt begriff sie, dass der Baum damals auch etwas von ihr erfahren haben konnte.

Rauk saß auf dem Weg und sah zu ihr auf. Er machte keinen Laut.

Nerin ging auf den Baum zu. Sie ging langsam, und sie achtete auf den Boden, weil zwischen den Wurzeln das Wasser stand, und weil sie an diesem Morgen nicht nass werden wollte, ehe sie da war, wo sie hinwollte. Der Baum war größer, als sie ihn in Erinnerung hatte. Bäume waren das. Sie wurden größer, während man woanders war, und man nahm es ihnen nicht übel.

Sie legte die hölzerne Hand an die Rinde.

Es geschah nichts. Nerin hatte nicht erwartet, dass etwas geschah, und gerade deshalb stand sie da und wartete nicht. Sie stand da, weil sie da war, und weil die Rinde unter dem Holz ihrer Hand warm wurde, wie Holz warm wurde, wenn zwei Hölzer sich lange genug kannten. Das Blatt an ihrem Daumen lag an der Rinde. Nerin schloss die Augen.

Das Blatt öffnete sich.

Es war kein Aufreißen und kein Wunder. Es war ein Sich-Öffnen, wie es Blätter tun, wenn die Zeit dafür kommt, und die Zeit kam, und das Blatt gehorchte ihr nicht, es benutzte sie. Nerin spürte, wie sich die kleine Fläche entfaltete, und wie in dem Blatt etwas stand, das kein Wissen war und keine Antwort, sondern eine Zugehörigkeit. Der ferne Wald, den Nemm gemeint hatte, war kein anderer Wald gewesen. Es war dieser hier. Er war immer offen gewesen. Es hatte nur niemanden gegeben, der hingegangen war, um es zu prüfen.

Nerin stand lange so. Der Bach rauschte unter der Brücke, und oben in den Ästen saß ein Vogel, der nicht sang, und irgendwo weiter hinten im

Wald fiel etwas um, ein Ast oder ein Tier, und der Wald nahm den Laut auf und gab ihn nicht zurück. Das Blatt an ihrem Daumen blieb offen. Es würde offen bleiben. Das spürte Nerin so deutlich, wie sie gespürt hätte, dass eine Tür offen stand, durch die man gegangen war.

Der Arm wurde nicht wieder zu Fleisch. Das hatte sie auch nicht gesucht. Das Holz blieb Holz, die Narben an der Grenze blieben Narben, und die Hand blieb die Hand, die sie war. Aber etwas hatte sich verändert, und das Veränderte lag nicht am Arm. Es lag an der Stelle, an der Nerin den Arm trug. Sie trug ihn nicht mehr wie ein Stück Geschichte, das ihr zugestoßen war. Sie trug ihn wie ein Stück Wald, das zu ihr gehörte.

Sie nahm die Hand von der Rinde. Die Stelle an der Rinde blieb eine Weile wärmer als das Holz um sie herum. Nerin sah sie an und sagte: »Danke.«

Bäume antworteten nicht. Das Nicht-Antworten war es, was Bäume taten, und Nerin hatte gelernt, dass man mit einem Baum sprechen konnte, ohne dass er antwortete, und dass das Sprechen trotzdem ankam, weil das Ankommen nicht im Baum lag, sondern in dem Menschen, der sprach.

Sie ging zurück über die Brücke. Auf der Mitte blieb sie stehen und sah hinab in das Wasser. In der Strömung lagen Blätter, und eines von ihnen drehte sich, und in seiner Drehung war nichts, was eine Bedeutung haben wollte. Nerin sah dem Blatt nach, bis es unter der Brücke verschwand, und ging dann weiter.

Vor dem Fenster blieb Rauk stehen. Er sah sie an, und in seinem Blick lag die Frage, die er nicht stellte, weil er sie nicht stellen musste. Nerin hob die hölzerne Hand und zeigte ihm das Blatt. Der Hase betrachtete es. Dann stupste er mit der Nase dagegen, einmal, kurz, und ging durch das Fenster zurück in den Garten, und Nerin folgte ihm, und das Blatt trug sie.

364. Die acht Felder

Der Plan für den Abend des Feuers wurde in Auenbrück gemacht, am Werkstatttisch, unter den aufgehängten Lagen des zweiten Kochbuchs, das inzwischen trocknete und niemanden mehr kümmerte. Mara hatte den Brief Nives' in der Mitte ausgelegt, und um den Brief lagen die acht Felder, und um die acht Felder saßen die Menschen, die dazugehörten.

Es waren mehr geworden als in den Monaten zuvor. Nerin war zurück aus Sahirs Haus und hatte das offene Blatt an der Hand. Tiriel war aus dem Garten gekommen, mit dem Beutel, und sie setzte sich an den Tisch, wie man sich an einen Tisch setzt, an dem gearbeitet wird. Amsel war mitgekommen, die Bibliothekarin, und Estra und Enno, und Maelis und Deya waren mit dem Boot angekommen, und Leander hatte sie gebracht, und er saß jetzt in

der Küche bei Tilda und wartete darauf, dass man ihm sagte, was er fahren sollte.

Mara breitete die Blätter Orels aus. Sie tat es mit der Sorgfalt, mit der sie alte Buchseiten auflegte: jede an ihren Platz, keine über der anderen, die Ränder geglättet. Dann las sie vor, was auf ihnen stand. Die Vorbereitungen, die Orel beschrieben hatte, waren einfach und verlangten mehr als sie versprachen. Den Boden waschen. Die Schwellen mit einem Salz bestreuen, das in Wasser nicht verging. Jede der Beteiligten sollte ein Stück Stoff tragen, an dem der Geruch des eigenen Hauses hing. Die Geräte des Rufens waren schlicht: die schwarze Schale, ein Faden, eine kleine Leuchte, deren Flamme nach unten brannte. Und die offenen Hände sollten einander zugewandt bleiben, während im Raum zwischen ihnen die Namen der Abwesenden gesprochen wurden.

»Die Namen der Abwesenden«, sagte Amsel. »Das ist der Kern. Orel hat darauf bestanden. Man ruft nicht, was man haben will. Man nennt, was nicht da ist, und man überlässt es ihm, ob er kommt.«

»Und wenn es nicht kommt?«, fragte Estra.

»Dann hat man es benannt«, sagte Amsel. »Auch das ist ein Ergebnis.«

Mara sah auf die Blätter. Sie dachte an die alten Theurgen, von denen sie gelesen hatte, und die darauf gewartet hatten, dass ein Bote eintrete, und bei denen stattdessen der Abstand zwischen ihren Händen warm geworden war. Das Wesen sei schon da gewesen, ehe es eine Gestalt angenommen habe. Und es habe sich ihnen zugewandt, weil sie es brauchten.

»Wir gehen nicht hin, um das Feuer zu löschen«, sagte Mara. »Wir gehen hin, um zu fragen, ob es seinen Abend will. Namar hat gelernt, dass seine Tätigkeit enden darf. Aber niemand darf ihm die Entscheidung abnehmen. Auch wir nicht. Wir fragen ihn. Wir fragen das Feuer. Und dann sehen wir, was geschieht.«

Es wurde nicht widersprochen. Es wurde auch nicht applaudiert, und das war gut so, denn ein Plan, der applaudiert wird, trägt schon das Risiko in sich, dass man ihn für eine Heldentat hält. Sie arbeiteten den Ablauf durch: wer die Schale trug, wer den Faden, wer die Namen sprach und in welcher Reihenfolge, wer das Salz streute, wer die Leuchte hielt. Elias würde das Licht halten, so wie er es früher gekonnt hatte, ohne eine Antwort zu brauchen. Jaspar blieb in Auenbrück und hielt die Verbindungen, und Nives kam von der Windwarte mit den Gefäßen, und Lume kam mit dem Wind, und Leander fuhr.

»Und der Nachhall?«, fragte Nerin.

Es war die Frage, auf die alles hinauslief, und keiner hatte sie gestellt. Der Nachhall lebte in der Halle. Er hatte seinen Schatten zurück und seine Schuld benannt, und er hatte gelernt, aufzuhören, wenn jemand Nein sagte.

Aber er hatte noch keine Arbeit, die sein war, und ein Wesen ohne Arbeit erfand sich welche, das hatte er bewiesen.

»Er gehört zur Halle«, sagte Mara. »Er wird da sein.«

Am Abend schrieb Mara an Ione. Sie schrieb, was sie vorhatten, und sie schrieb, wie sie es vorhatten, und sie schrieb, dass Ione kommen könne, so weit sie kommen wolle, und dass man ihr den Platz am Kai freihalten würde, an dem sie gestanden hatte, als der Beutel ins Wasser gefallen war. Sie schrieb das und wusste, dass Ione wissen würde, was gemeint war.

Dann packten sie. Mara nahm die Schale und das Salz und das Tuch. Nerin nahm das Bündel, und sie nahm das Messer, und sie nahm ein Stück Brot, das Tilda gebacken hatte, und das so groß war, dass es eine Beleidigung für alle Brote gewesen wäre, die kleiner waren. Rauk erschien am Abend, kam durch den Torweg und setzte sich vor die Tür. Er machte keinen Laut, und er brauchte keinen zu machen.

In der Nacht schlief Mara gut. Sie lag wach, solange sie wach lag, und hörte dem Haus zu, und das Haus atmete, und dann schlief sie, und der Schlaf kam, wie er in den letzten Monaten gekommen war: ohne Verhandlung.

365. Der Balken

Der Balken wurde an einem Montag eingesetzt. Liska war mit zwei Gesellen gekommen, hatte das Haus betreten, war an drei Stellen stehen geblieben und hatte an zwei davon mit dem Finger gegen das Holz geklopft. Dann hatte sie gesagt, was zu tun sei, und das Reden über das Tun hatte kürzer gedauert als bei ihrer ersten Besichtigung, was Mara als ein gutes Zeichen wertete.

Der alte Balken kam heraus an einem Nachmittag, an dem es regnete. Er war weicher, als es beim Drücken den Anschein gehabt hatte, und die Stelle, an der das Wasser über Jahre eingelaufen war, zeigte sich erst ganz, als das Stück aus der Wand war: ein dunkler Keil, der bis in die Mitte reichte, mit einer feinen Linie, an der sich das Holz geschichtet hatte wie nasses Papier. Mara betrachtete die Stelle, ehe Liskas Geselle sie mit dem neuen Balken verfüllte. Es war die Stelle, an der die Schüssel gestanden hatte, in die das Licht durch das Loch im Dach gefallen war. Jemand hatte sie dort aufgestellt, und über der getrockneten Wasserkante hatte Staub gelegen. Jetzt war die Stelle zu, und die Schüssel stand im Schrank, und das Loch im Dach war gedeckt, soweit es die notdürftige Arbeit des Vorjahres geduldet hatte.

Der neue Balken war aus Holz, das Liska kannte. Sie nannte den Wald, aus dem er kam, und sie nannte den Mann, der ihn gefällt hatte, und sie nannte das Jahr, und all das waren Dinge, die man von einem Balken wissen

konnte, wenn man eine Dachhandwerkerin war. Der Balken wurde eingehoben, gerichtet, vernagelt. Es dauerte drei Stunden, und Mara half, wo sie helfen konnte, und Nerin half, wo sie helfen konnte, und Rauk lag unter der Weinranke im Hof und beaufsichtigte alles mit geschlossenen Augen.

Am Abend kam der Vertreter der Eigentümerfamilie. Er war ein Mann mittleren Alters mit einer Aktentasche, und er trug den Anzug, den man trug, wenn man Verträge unterschrieb, und er unterschrieb den Vertrag, und Mara und Nerin unterschrieben ihn auch. Die Pacht war zeitlich begrenzt. Die Dacharbeiten wurden angerechnet, soweit sie nötig waren, und die Liste der nötigen Arbeiten war lang genug, um beide Seiten zu beruhigen: die Eigentümer, weil das Haus instand gehalten wurde, und Mara und Nerin, weil die Pacht niedriger blieb, als sie es sich hätten leisten können.

Der Mann ging. Mara und Nerin blieben im Haus zurück, und das Haus war ihr Haus, auf Zeit, und die Zeit war es, was sie hatten.

Sie gingen durch die Räume. Es waren keine vielen: der vordere Raum, in dem der Tisch stehen würde, die Küche mit dem Herd, an dem die Töpfe hingen, und darüber die Kammer, und daneben die Kammer, die keine Tür hatte, sondern nur einen Vorhang, und die als Kammer diente, weil man sie so nannte. Das Haus war klein. Es war kleiner als die Werkstatt in Auenbrück, und es war kleiner als das Haus in Auenbrück, und es war trotzdem groß genug für zwei Menschen und einen Hasen, und für die Bücher, die Mara mitbringen würde, und für die Presse, die sie in die Ecke stellen wollte, wo es nicht zog.

Der Rosenbusch vor dem Fenster hatte den Regen gut vertragen. Eine der Blüten war so schwer geworden, dass ihr Kopf am Zaun lehnte. Nerin hob sie mit dem Finger an und ließ sie vorsichtig wieder sinken. Die Bewegung kannte Mara. Sie hatte sie schon einmal gesehen, an dem Tag, an dem sie zum ersten Mal über eine Pacht nachgedacht hatten, und der Gedanke damals klein gewesen war: ein Zimmer, ein dichtes Dach, ein Ort, den man besuchen konnte, ehe er jemals ihr Alltag würde.

Der Alltag war jetzt näher. Mara spürte es an der Art, wie Nerin durch die Räume ging, und an der Art, wie sie vor der leeren Wand stehen blieb, an der der Tisch stehen würde, und an der Art, wie sie sagte: »Hier.« Es war ein Wort, und es war ein ganzer Satz, und es war ein ganzer Plan, und der Plan war: Hier.

»Wann?«, fragte Mara.

»Nach dem Feuer«, sagte Nerin. »Wenn das Feuer seinen Abend gefunden hat, dann ziehen wir ein. Ich will es nicht anders.«

Mara verstand. Es gab eine Ordnung in den Dingen, die man nicht machte, sondern fand, und die Ordnung war diese: erst das Feuer, dann das Haus. Erst die große Frage, dann das gewöhnliche Leben. Und wenn das ge-

wöhnliche Leben kam, dann kam es als das, was es war: gewöhnlich, und gerade deshalb das Größte.

Am Abend fuhren sie zurück nach Auenbrück. Leander wartete am Kai mit dem Boot, und sie stiegen ein, und das Boot stieß ab, und das Wasser trug sie, und der Wald blieb zurück, und das Haus blieb zurück, und das Haus war ihr Haus, auf Zeit, und die Zeit war es, was sie hatten, und das Haben war genug.

366. Die Fahrt zum Kai

Sie fuhren in der Frühe. Leander kam mit dem Boot an den Schuppen, und die Gruppe war groß genug, dass er die Last zweimal verteilen musste, einmal für die Menschen und einmal für die Gefäße, die Kisten und die Bündel, die nicht in die Mitte passten. Er tat es mit einem Blick, der abwog, und mit den Händen, die es gewohnt waren, dass Dinge hielten.

Maelis saß im Boot und sah dem Wasser zu. Die Schreiberin hatte das Meer vor ihrer Tür, und der Fluss war kein Meer, aber sie sah ihm zu wie einem Wasser, das man kannte. Deya saß neben ihr und hielt die Hände im Schoß. Tiriel saß vorn, den Beutel mit der Erde an der Brust, und sie trug ihn so, wie sie ihn immer getragen hatte: mit beiden Händen, wie etwas, das man nicht eher losließ, als die Zeit dafür gekommen war.

Die Fahrt dauerte zwei Stunden. Es war eine stille Fahrt. Man redet nicht viel, wenn man zu einem Feuer fährt, das seinen Abend sucht. Man sitzt im Boot und sieht dem Wasser zu, und ab und zu sagt jemand einen Satz, der kurz ist, und der genügt.

An der Stadt stiegen sie aus. Ione wartete am Steg. Die Briefhüterin trug die Stütze an der rechten Hand, und sie hatte sich Zeit genommen, und man sah es an ihrer Art, am Geländer zu stehen: die Art einer Frau, die mitging, so weit sie mitgehen konnte.

»Bis zur Ebene«, sagte Ione.

»Bis zur Ebene«, sagte Mara.

Dann bestiegen sie die Ebene. Das Licht war gleichmäßig, wie es immer gleichmäßig war, und die Richtung fand man nur an der Wand hinter sich und an dem, was man trug. Nives kam ihnen von der Windwarte her entgegen, mit dem Stab und dem Gestell, und Lume glitt über der Gruppe, mit halb geöffneten Falten, und sein Gold bewegte sich in dem Zug, der oben ging.

Rauk ging voraus. Der Hase kannte die Ebene besser als alle anderen, und er machte an den Stellen Halt, an denen man Halt machen musste, nicht weil es dort etwas zu sehen gab, sondern weil man dort innehielt,

wenn man den Körper schonen wollte, und er wollte ihn schonen, weil er zu etwas Größerem gehörte als zu einer Wanderung.

Unterwegs begegnete ihnen das durchscheinende Tier. Es stand weit abseits, den blauen Kopf erhoben, und es sah der Gruppe zu, wie man einer Gruppe zusieht, die man kennt, ohne zu wissen, warum. Rauk blieb stehen. Das Tier bewegte die schmale Vorderpfote, setzte sie wieder auf und wandte sich nach links. Es ging seiner eigenen Ferne entgegen, und die Gruppe ging der ihren entgegen, und keine der beiden Fernen war die der anderen, und gerade deshalb begegneten sie einander.

Am Ende der Ebene lagen die Stufen. Acht Stufen, und die achte war die oberste, und hinter der achten Stufe begann die Halle, und in der Halle brannten die sieben Feuer, und die sieben Feuer brannten, wie sie brannten, und niemand hätte sagen können, wie lange sie noch brennen würden, und das Nicht-Wissen-Können war es, was den Weg zu dem machte, was er war.

367. Der Engel mit dem Schatten

Namar saß an der untersten Stufe. Er saß dort, wie er in den letzten Monaten oft gesessen hatte, mit dem Kopf an den Stein gelehnt, die Flügel seitlich, und hinter ihm lag sein Schatten, groß und deutlich auf dem Boden. In den Fugen des Steins wucherte ein feines Moos, und an einer Stelle hatte sich ein dünner Stängel durch die Fuge geschoben, und der Engel hatte die Hand daneben gelegt, nicht an die Pflanze, sondern neben sie, wie man neben etwas steht, das man wachsen lässt.

Er sah sie kommen. Er sah Mara und Nerin, Elias und Rauk, Tiriel und Amsel, Estra und Enno, Maelis und Deya, Ione, Nives und Lume, und er stand auf, und das Aufstehen fiel ihm leichter als noch vor Monaten. Es war nicht die Leichtigkeit eines jungen Körpers. Es war die Leichtigkeit eines Körpers, der gelernt hatte, dass er nicht jeden Tag die Welt tragen musste.

»Ihr kommt«, sagte Namar.

»Wir kommen«, sagte Mara.

Sie setzte sich auf die Stufe unter ihm, und die anderen fanden ihre Plätze, und Rauk suchte sich den einzigen trockenen Vorsprung und zog die Pfoten unter den Bauch. Es wurde nicht geredet, ehe alle saßen. Das gehörte zu den Besuchen in dieser Halle: Man setzte sich, und dann wartete man, und das Warten war keine Leerstelle, sondern eine Form von Höflichkeit gegenüber dem, was man sagen wollte.

Mara erzählte. Sie erzählte von den Windräumen und dem Ton aus der leeren Stelle, von dem Ring im Wasser der Gefäße, von Maelis' sinkender Kurve und Deyas Platz. Sie erzählte von Orels spätem Satz, und sie sagte den Satz, und sie sagte ihn so, wie man einen Satz sagt, den man gefunden

hat und nicht erfunden: Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält.

Namar hörte zu. Der Engel hörte zu, wie er in den letzten Monaten gelernt hatte zuzuhören: ohne die Hände zu heben, ohne zu reinigen, ohne an dem, was gesagt wurde, etwas zu verbessern. Als sie geendet hatte, sah er auf das erste Feuer. Das Feuer brannte gold, mit rotem Rand und einer weichen Dunkelheit in der Mitte, und die Dunkelheit bewegte sich frei, und niemand hielt sie fest.

»Ich habe es gewusst«, sagte Namar. »Ich habe es gewusst, und ich habe es nicht gesagt, weil ich nicht wusste, wie man es sagt. Ich dachte, das Feuer würde nie enden, und dass das Nie-Enden mein Werk wäre.« Er hob die linke Hand, und die goldenen Linien liefen darin, ungleich, wie sie immer gelaufen waren. »Dann kam der Schatten zurück. Und seit der Schatten zurück ist, brennt das Feuer anders. Es brennt, als wollte es irgendwohin.«

»Es will nach Hause«, sagte Lume.

Es war der Laut des Wesens, und diesmal waren es Wörter, und alle in der Halle hörten sie, und niemand hätte sagen können, ob sie durch die Luft gegangen waren oder auf einem anderen Weg angekommen waren. Namar sah das Wesen an, und er sah es an, wie man etwas ansieht, das man erkannt hat, und das man trotzdem zum ersten Mal sieht.

»Nach Hause«, sagte der Engel.

»Das Haus steht«, sagte Nerin. »Am Waldrand. Der Balken ist neu. Das Dach wird gedeckt. Es ist kein Turm.«

»Es ist kein Turm«, sagte Namar, und etwas in seinem Gesicht ging auf, und es war kein Lächeln, und es war mehr als ein Lächeln. Er sah auf seine Hände, die rechte, die hell war, und die linke, mit den goldenen Linien, und dann sah er auf das Feuer, und das Feuer brannte, und das Brennen war ein Brennen, das man aushalten konnte, wenn man wusste, dass es nicht für immer war.

»Fragt mich«, sagte Namar leise. »Fragt mich, ob ich es will.«

»Willst du es?«, fragte Mara.

Der Engel schloss die Augen. Er schloss sie, und das Augenschließen war es, was er tat, und das Tun war es, was er war: ein Engel, der die Augen schloss, um zu antworten, und der die Augen schloss, weil die Antwort in ihm lag, und weil das Liegen das war, was die Antwort tat, und weil das Tun das war, was die Antwort war.

»Ich will es«, sagte Namar. »Ich will, dass das Feuer seinen Abend findet. Und ich will, dass ihr da seid, wenn es ihn findet.«

Mara stand auf. Sie nahm die Schale und das Salz und das Tuch aus dem Bündel, und sie legte alles vor dem Engel auf den Stein, und das Ablegen war still, und das Stillsein gehörte dazu.

»Dann beginnen wir«, sagte Mara. »Morgen. Wenn alle geruht haben.«

368. Die Vorbereitungen der Theurgen

Die Vorbereitungen dauerten einen Tag und eine Nacht. Orels Blätter lagen auf einem flachen Stein neben dem ersten Feuer, und Amsel wachte über ihnen, und jeder, der eine Aufgabe hatte, kam und holte sie sich von ihr, und Amsel gab die Aufgaben so, wie sie die Bücher ausgab: mit beiden Händen und mit dem Wissen, dass man sie zurückgeben musste.

Der Boden der Halle wurde gewaschen. Mara und Nerin und Tiriel taten es, mit Wasser, das Nives aus den oberen Rinnen holte, und sie wuschen den Boden, wie man einen Boden wäscht, der eine Arbeit tragen soll: gründlich, aber ohne Eifer. Die Schwellen wurden mit dem Salz bestreut, das in Wasser nicht verging. Amsel streute es, und sie streute es so, wie sie es in den Beschreibungen gefunden hatte: an den Stellen, an denen der Boden aufhörte und etwas anderes anfang.

Jede und jeder trug ein Stück Stoff, an dem der Geruch des eigenen Hauses hing. Mara trug ein Stück Leinen aus der Werkstatt, das nach Leim roch. Nerin trug ein Stück aus dem Waldhaus, das nach Rosen und nassem Holz roch. Tiriel trug ein Stück aus dem Garten, das nach Erde roch. Maelis trug ein Stück, das nach Tinte roch, und Deya trug ein Stück, das nach den Pflanzen rochte, die niemand brauchte. Elias trug ein Stück aus dem Mantel, und der Mantel roch nach dem, wonach Daimonen rochen: nach nichts, das man benennen konnte, und nach allem, das heimisch war. Lume trug kein Stück Stoff. Lume war der Stoff, und das Genügen lag darin.

Die Geräte des Rufens wurden aufgestellt. Die schwarze Schale kam in die Mitte, auf eine flache Stelle, die Namar ausgesucht hatte, und der Faden wurde neben die Schale gelegt, und die kleine Leuchte, deren Flamme nach unten brannte, wurde an die Seite gestellt. Nives stellte ihre sechs Gefäße in einem Bogen um die Schale: Erde, Sand, Salz, Wasser, das Blatt und der freie Raum. Der freie Raum war eine offene Höhlung aus Ton, in die man nichts hineinlegte, und er stand an der Stelle, an der er immer gestanden hatte.

Der Nachhall kam am Nachmittag. Er kam aus dem hinteren Teil der Halle, wo er in den letzten Monaten gelebt hatte, und er trug den dunklen Stein in der Tasche, und er blieb am Rand des Geschehens, und niemand rief ihn herein. Er hatte gelernt, dass das Dazugehören nicht darin bestand, dass man gerufen wurde, sondern dass man da war, wenn man da war.

»Ich kann tragen«, sagte der Nachhall.

»Du kannst tragen«, sagte Mara.

Sie gab ihm die Bretter, auf denen die Blätter Orels lagen, und er trug sie an den Rand des Feuers, und er trug sie so, dass keine Schrift an die feuchte Stelle kam, und das Tragen war eine Arbeit, und die Arbeit war die, die er hatte, und er hatte sie, weil er sie sich genommen hatte, und weil das Sich-Nehmen das war, was man tat, wenn man keine Arbeit bekommen hatte.

Am Abend wurde gegessen. Es war ein einfaches Essen, und es wurde auf den Steinen gegessen, und Rauk bekam seinen Teil, und Lume saß über der Schale und sah zu, wie die Menschen aßen, und es machte ihm nichts aus, dass es nichts zu essen gab, das für ihn war, weil Lume vom Licht lebte, das zwischen zwei Wegen übrig blieb, und weil das Licht reichte.

In der Nacht schliefen die Menschen. Sie schliefen auf den Matten, die man mitgebracht hatte, und sie schliefen in der Halle, in der die sieben Feuer brannten, und das Schlafen in einer Halle mit sieben Feuern war ein Schlafen, das man nicht jeden Tag tat, und das gerade deshalb ein Schlafen war, das man tat, wenn man tat, was man tat. Namar schlief auch. Er schlief an der untersten Stufe, mit dem Schatten hinter sich, und der Schatten war groß, und der Schatten war es, der den Engel zu dem machte, was er war: ein Engel, der schlief, und der schlief, weil er schlafen konnte, und weil das Schlafen-Können das war, was man brauchte, wenn man einen Abend finden wollte, der sein eigener war.

Mara lag wach. Sie lag neben Nerin, und Nerin schlief, und die Elfe hatte die rechte Hand auf Maras Arm gelegt, und die Hand war warm, und die Wärme war da, und das Dasein war genug. Mara sah auf die Decke der Halle, und die Decke war dunkel, und in der Dunkelheit waren die Feuer, und die Feuer waren es, die die Dunkelheit machten, und die Dunkelheit war es, die die Feuer zu dem machte, was sie waren: Feuer in einer Dunkelheit, und Feuer in einer Dunkelheit waren Feuer, die brannten, und die brannten, weil sie brannten, und weil das Brennen das war, was man tat, wenn man tat, was man tat.

Sie schlief ein. Und der Schlaf kam, und das Kommen war still, und das Stillsein war es, was den Schlaf zu dem machte, was er war: ein Schlaf, der kam, und der kam, weil er kam, und weil das Kommen das war, was der Schlaf tat, wenn er tat, was er tat.

369. Die letzte Nacht vor dem Feuer

Sie hatten den Boden am Nachmittag gewaschen. Nach dem Abendessen lag wieder eine dunkle Spur zwischen Tür und mittlerer Schale.

Mara kniete sich hin und berührte sie.

Öl.

Einer der Lampenbehälter hatte beim Hereintragen getropft. Die Spur war schmal, zog sich jedoch bis unter den Rand der Matte, auf der am nächsten Abend die Schale stehen sollte.

Mara holte Wasser.

Elias fand sie mit hochgeschobenen Ärmeln auf dem Stein.

»Soll ich jemanden wecken?«

»Nein. Gib mir nur die Lampe.«

Er stellte sie neben den Eimer. Mara arbeitete vom Rand zur Mitte, damit sie das Öl nicht weiter verteilte. Beim zweiten Tuch war der Fleck heller. Beim dritten kam kaum noch etwas heraus.

Trotzdem glitt ihre Hand über den nassen Stein.

Elias nahm den Eimer.

»Sand?«

»Und eine Bürste.«

Er ging in die Seitenkammer. Mara setzte sich auf die Fersen. Um sie herum brannten die sieben Feuer. Bei Tag hatte sie ihre Wärme kaum bemerkt. Nun lag sie ihr auf dem Rücken, während das Waschwasser vor ihren Knien kalt blieb.

Aus der Seitenkammer kam ein Klappern.

Elias erschien mit einer Bürste, einer Schale Sand und Nerin.

Die Elfe trug das Tuch aus ihrer Küche über dem Arm.

»Du wolltest schlafen«, sagte sie.

»Ich wollte noch einmal nachsehen.«

Nerin betrachtete die Ölspur und stellte die mitgebrachte Schale auf eine trockene Stelle.

»Gut, dass du es getan hast.«

Sie kniete sich neben Mara. Gemeinsam rieben sie den Sand über den Stein und nahmen ihn mit feuchten Tüchern wieder auf.

Danach blieb der Boden rau.

Mara fuhr mit der Handfläche darüber. Ein winziges Sandkorn kratzte über die Brandnarbe. Sie zog die Hand zurück.

Nerin nahm sie und prüfte die Stelle.

»Nichts offen.«

Sie ließ sie erst los, als Mara die Finger bewegt hatte.

Elias brachte frisches Wasser. Diesmal wuschen sie nur noch den Sand fort. Als sie fertig waren, stand auf dem Boden ein unregelmäßiger dunkler Fleck, der langsam trocknete.

Nerin wollte das Küchentuch auf die Matte legen.

Mara hielt sie zurück.

»Noch nicht. Sonst zieht es die Feuchtigkeit.«

Sie hängten den Stoff über zwei Stuhllehnen. Aus der Nähe roch er nach Seife, trockenem Holz und dem Schrank, in dem Nerin die sauberen Tücher aufbewahrte.

Mara setzte sich zwischen die Stühle.

Elias blieb neben dem Eimer stehen.

»Ihr könnt gehen«, sagte sie. »Ich warte nur, bis es trocken ist.«

Nerin zog den zweiten Stuhl heran.

»Dann warten wir.«

Die Halle war nicht still. Aus einer Fuge tropfte Wasser. Ein Feuer knackte in längeren Abständen. Hinter der Wand bewegte sich jemand im Schlaf.

Mara schloss die Augen.

Beim nächsten Tropfen öffnete sie sie wieder.

Vor der Tür stand Namar.

Sein Schatten lag über der Schwelle. Er hatte die Flügel so eng angelegt, dass die Federn sich an den Rändern überlappten.

Elias trat zur Seite.

»Wir haben dich geweckt.«

»Nein«, sagte der Engel.

Er sah den Eimer, die nassen Tücher und den Sandrest auf dem Stein.

»Ist etwas misslungen?«

»Eine Lampe hat Öl verloren.«

Namar kam näher. Mit jedem Schritt verschob sich sein Schatten zwischen den Feuerschalen.

Mara stand auf.

Der Engel betrachtete den gesäuberten Boden. Dann sah er die Matten, die für den folgenden Abend bereitlagen.

»Wo gehe ich hinaus?«

Mara wandte sich zur Tür.

Der Weg war frei, jedenfalls auf den ersten Blick. Erst als sie ihn mit Namar's Augen suchte, sah sie die aufgestapelten Körbe neben dem Pfosten und die niedrige Bank, die jemand quer vor die Seitenkammer gestellt hatte.

Für einen Menschen reichte der Durchgang.

Nerin war bereits bei den Körben.

Elias nahm die Bank am anderen Ende. Sie trugen sie an die Wand und stellten die Körbe darunter. Ein langer gerader Streifen blieb zwischen den Matten und der Tür.

Namar ging ihn ab.

An der engsten Stelle streifte eine Feder den Türpfosten. Er blieb stehen, zog den Flügel ein und versuchte es erneut.

Mara nahm die Lampe vom Boden.

Nun konnte er hindurch.

Draußen bewegte sich die Dunkelheit im Wind. Namar trat bis vor die Tür. Sein Schatten verlor sich zwischen den Steinen.

Niemand folgte ihm sofort.

Nach einer Weile kam er zurück.

»So«, sagte er.

Mara stellte die Lampe auf eine Wandnische. Dort stand sie auch sicherer.

Namar blieb neben den aufgehängten Tüchern stehen.

»Muss ich morgen die ganze Zeit in der Mitte bleiben?«

Mara sah zu Elias. Der Daimon antwortete nicht an ihrer Stelle.

»Wenn du gehen willst, gehen wir mit dir aus dem Kreis«, sagte sie.

»Dann hören wir auf.«

Namar blickte zum freien Durchgang.

»Auch wenn noch etwas fehlt?«

Mara spürte, wie schwer ihr die Antwort fiel.

Sie hatte die Reise gemacht, die Bücher getragen, den Bericht aus dem Norden gelesen und die Dinge zusammengebracht. Morgen sollten alle bereit sein. Einen Augenblick lang wollte sie sagen, dass es nicht dazu kommen werde.

»Ja«, sagte sie.

Der Engel nickte.

Nerin zog das Tuch von den Stuhllehnen. Der Boden war inzwischen heller geworden. Sie legte zuerst eine Ecke nieder, prüfte die Feuchtigkeit mit der rechten Hand und breitete dann den ganzen Stoff aus.

Elias holte das kleine Glas mit dem Salz.

Mara hielt es gegen die Lampe. Die Körner lagen noch immer im Wasser. Auf dem Weg hatten sie sich zu einer schmalen Reihe am Glasrand gesammelt.

Namar beugte sich darüber.

»Für morgen?«

»Wenn es bleiben will.«

Mara stellte das Glas auf den Stoff. Daneben legte sie den Faden. Sie zog ihn nicht straff, sondern ließ eine lose Windung stehen.

Die Lampe in der Nische veränderte sich.

Ihre Flamme senkte sich zur Wand. Unter dem gelben Licht wurde eine feine Linie im Stein sichtbar. Sie verlief vom alten Lampenhalter bis hinab zum Boden.

Elias hob die Hand.

»Nicht berühren.«

Mara hatte sich bereits vorgebeugt. Jetzt blieb sie stehen.

Aus der Linie trat ein einzelner dunkler Tropfen.

Er fiel auf den gesäuberten Stein.

Nerin holte die Schale darunter. Ein zweiter Tropfen folgte, dann ein dritter. Die Lampe richtete sich wieder auf.

Elias löste den alten Behälter vorsichtig aus seiner Halterung. An der Rückseite lief noch Öl entlang.

Mara sah auf den Stein vor ihren Füßen. Sie hatten die Spur entfernt, aber nicht die undichte Stelle gefunden.

Gemeinsam trugen sie den Behälter hinaus.

Namar hielt die Tür offen.

Danach wusch Mara den kleinen Fleck noch einmal. Nerin stellte die Schale in die Seitenkammer, weit weg von den vorbereiteten Dingen. Elias suchte einen trockenen Behälter für den folgenden Abend.

Als er zurückkam, saß Namar auf der Bank an der Wand.

Der Engel hatte die Flügel gelockert. Eine der äußeren Federn lag auf dem Holz neben ihm.

Mara hob den Eimer an.

»Jetzt schlafen wir.«

»Du zuerst«, sagte Nerin.

Sie nahm ihr den Eimer ab und ging zum Ausguss.

Mara wartete an der Tür. Von dort konnte sie den ganzen Weg durch die Halle überblicken: die sieben Feuer, den freien Stein, das Tuch und den offenen Durchgang.

Namar schloss die Augen.

Elias stellte die Lampe tiefer, damit ihr Licht ihm nicht ins Gesicht fiel.

Dann gingen Mara und Nerin hinaus. Hinter ihnen blieb die Tür einen Spalt offen.

370. Der Abend des Engels

Der Tag des Abends begann wie ein gewöhnlicher Tag. Die Halle hatte keine Sonne, aber das Licht veränderte sich, wie es sich immer veränderte, und die Menschen standen auf, wuschen sich an den oberen Rinnen und aßen das Brot, das vom Vortag übrig war. Namar saß die ganze Zeit über an der untersten Stufe und rührte sich nicht. Einmal brachte ihm Mara Wasser. Er nahm die Schale, trank, und gab sie zurück, und seine Hand zitterte nicht.

Gegen Mittag stellten sie sich auf.

Der Kreis blieb offen, an der Stelle, an der die Wand zur Ebene zeigte. Die Schale stand in der Mitte auf dem flachen Stein, den Namar gewählt hatte. Der Faden lag daneben, aufgerollt, und die kleine Leuchte brannte mit der Flamme, die nach unten zog. Nives' sechs Gefäße standen im Bogen, und der freie Raum stand an seinem Platz, und niemand füllte ihn.

Mara hob die Hände. Sie tat es langsam, und alle, die im Kreis standen, taten es mit ihr, und die Handflächen wandten sich einander zu, und zwischen ihnen lag der Raum, von dem Orel geschrieben hatte. Es war kein großer Raum. Er war schmaler als die Arme, die ihn begrenzten, und er gehörte niemandem, und gerade deshalb konnte etwas darin geschehen.

Sie begann mit den Namen.

Sie nannte Orel, den Schreiber der Blätter, und die alte Frau, die den Ruf beschrieben hatte, mit dem Reif auf ihrem Gewand und den offenen Händen. Sie nannte die Frau, die Tiriel gelesen hatte, die Worte gesprochen und andere aufgeschrieben hatte. Sie nannte Almut, die Gärtnerin, die barfuß in die Halle gegangen war und um nichts gebeten hatte. Sie nannte die Namen derer, die gefragt hatten und keine Antwort bekommen hatten, und derer, die geantwortet hatten und nie gefragt worden waren. Und zwischen den Namen lag der Raum, und der Raum blieb warm.

Dann nannte sie den Namen des Feuers.

Er kam nicht aus einem Buch. Er entstand in dem Moment, in dem sie den Atem holte, und er gehörte dem Feuer so, wie der Name Lume dem Wesen aus dem Feuer gehört hatte. Keiner der Anwesenden hätte ihn danach wiederholen können. Er war da, und das Feuer hörte ihn, und alle in der Halle wussten, dass es ihn hörte, weil die Flamme des ersten Feuers sich um eine Handbreit senkte, ohne dass jemand sie berührte.

Das Feuer hörte zu.

Dann begann es zu sinken.

Es sank nicht wie ein gelöschttes Feuer. Die Flamme wurde nicht kleiner, sie wurde ruhiger. Das Gold in ihr übernahm die Führung, und das Rot an den Rändern ging in ein tiefes Braun über, und die Dunkelheit in der Mitte, die sich seit Namars Schatten frei bewegte, sammelte sich zu einer Gestalt, die keiner der Umrisse glich, die Mara in den Jahren zuvor in den Flammen gesehen hatte. Sie war weder Schatten noch Licht. Sie war das, was übrig bleibt, wenn ein Feuer aufhört, etwas leisten zu müssen.

Namar stand am Rand des Kreises. Er hatte die Hände nicht erhoben. Er stand da wie ein Mensch, der einem Abschied beiwohnt, den er nicht aufhalten will, und sein Gesicht war das Gesicht eines Engels, der zum ersten Mal seit seiner Erschaffung nichts zu tun hatte. Die Müdigkeit darin war keine Schwäche. Sie war das Ende einer Arbeit, die länger gedauert hatte, als es Bäume gab.

Das erste Feuer ging nieder. Aus seiner Glut trat ein Licht, kaum größer als ein Falter, und es stieg nicht zur Decke der Halle empor, sondern glitt zu Deya, die am Rand des Kreises stand. Deya hob die Hände nicht. Sie öffnete sie nur, und das Licht kam und legte sich in die offenen Hände wie ein warmes Ding, das nach einem langen Weg ankam. Deya stand still. Auf ihrem

Gesicht war nichts von Triumph. Es war das Gesicht einer Frau, die zwanzig Jahre lang einen Platz frei gehalten hatte und jetzt sah, dass er gebraucht wurde.

Das zweite Feuer ging nieder. Das dritte. Bei jedem Feuer trat ein Licht aus der Glut, und jedes Licht war verschieden: das eine schmal wie ein Faden, das andere breit wie eine geöffnete Hand, das dritte kaum sichtbar, ein Schimmer, der eher gehört als gesehen werden wollte. Alle gingen sie zu Deya, und Deya nahm sie auf, und die Lichter lagen in ihren Händen und auf ihren Armen und schließlich, als es mehr wurden, in dem Stoff, den sie über die Unterarme gebunden hatte, und der Stoff roch nach ihrem Garten, in dem die Pflanzen wuchsen, die niemand brauchte.

Das vierte Feuer ging nieder. Das fünfte.

Bei jedem Niedergehen war es in der Halle stiller geworden, und die Stille war keine Abwesenheit von Geräusch. Sie war eine Anwesenheit, so dicht, dass Mara das Blut in ihren Ohren hörte. Elias' Licht ruhte dicht unter dem Mantel. Lume schwebte hoch über der Schale, die Falten geschlossen, und sein Gold war dunkel geworden wie Gold, das man in ein Tuch wickelt. Rauk saß auf der Schwelle und hatte die Ohren angelegt, und er machte keinen Laut, und er brauchte keinen Laut zu machen.

Das sechste Feuer ging nieder.

Und dann war da das siebte, und das siebte Feuer war das erste, das Namar je betreut hatte, und es war das Feuer, an dem er gesessen hatte, in all den Jahren, und es war das Feuer, das die kleine dritte Stimme enthalten hatte, die einmal »noch nicht« gesagt hatte und die dann Lume geworden war. Das siebte Feuer brannte, und es brannte wie die anderen gebrannt hatten, ehe sie niedergingen, und Namar trat aus dem Kreis und ging auf es zu.

Er ging langsam. Sein Schatten ging mit ihm, und der Schatten war groß, und die Flügel des Schattens öffneten sich, wie die Flügel des Engels sich öffneten, und Engel und Schatten gingen gemeinsam auf das Feuer zu, und niemand hielt sie auf, und niemand begleitete sie.

Namar blieb vor dem Feuer stehen. Er sagte nichts. Er stand nur da, und das Stehen war seine Frage, und das Feuer antwortete, indem es brannte, und das Brennen war seine Antwort, und zwischen Frage und Antwort lag nichts als die Zeit, die verging, und die Zeit verging, und das Feuer sank.

Die Flamme wurde gold. Dann wurde sie rot. Dann wurde sie dunkel, und die Dunkelheit war weich, und sie war nicht leer. Und dann war die Flamme fort, und was übrig blieb, war Glut, und die Glut lag in der Feuerstelle wie ein Tier, das sich zusammengerollt hat, und die Glut war warm, und die Wärme ging von ihr aus wie ein Atem, der ruhiger wurde.

Und über der Schale in der Mitte der Halle erschien der dunkle Stern.

Er kam nicht aus der Schale. Er kam aus keinem der Feuer. Er war da, wie er in Sahirs Haus über der Wasserschale gewesen war: ein dunkler Stern, der sich sehr langsam drehte, und in dessen Mitte eine Helligkeit lag, die kein Auge festhielt. Die Abstände zwischen den Punkten seines Schleiers waren so genau und so lebendig wie die Punkte selbst, und Mara sah ihn an, und sie dachte an Sahir, der einen Engel erwartet und eine Gegenwart empfangen hatte, die ihm das Wort Engel wieder fremd gemacht hatte.

Der Stern drehte sich. Die Glut der sieben Feuerstellen lag in der Halle, und der Stern stand über der Schale, und zwischen ihm und der Glut lag nichts, und es war, als läge zwischen ihm und der Glut alles.

Dann geschah, was keiner erwartet hatte und worauf alle gewartet hatten.

Aus dem Stern kam eine Bewegung, und die Bewegung ging hinab, zu der Glut des ersten Feuers, und sie legte sich in die Glut wie eine Hand auf eine Stirn, und die Glut wurde ein wenig heller, und die Helligkeit war keine Helligkeit, die brannte. Sie war eine Helligkeit, die ruhte. Und in dem Ruhen lag ein Ton, und der Ton war kein Wort, und er war doch wie ein Wort, und alle, die in der Halle waren, verstanden ihn auf die Weise, auf die man etwas versteht, das keine Sprache braucht.

Er sagte: Jetzt darf ich gehen.

Und er ging. Der dunkle Stern wurde kleiner, nicht wie etwas, das verging, sondern wie etwas, das sich entfernt, und er ging nicht durch die Decke der Halle und nicht durch die Öffnung in der Wand. Er ging in die Glut der sieben Feuer, und die Glut nahm ihn auf, und die Glut wurde warm, wärmer als Glut war, und die Wärme war die Wärme von etwas, das angekommen war.

Namar kniete.

Er kniete vor der Feuerstelle des ersten Feuers, und seine Flügel lagen auf dem Stein, und sein Schatten lag hinter ihm, und aus seinen Augen fiel etwas Helles, das am Stein dunkel wurde, und er hob die Hand nicht, um es aufzuhalten. Er weinte, wie ein Engel weinte, der zum ersten Mal seit seiner Erschaffung weinte, und das Weinen war keine Schwäche, und es war keine Trauer, und es war auch keine Freude. Es war das, was übrig bleibt, wenn ein Engel seinen Dienst beendet hat und feststellt, dass er trotzdem da ist.

Mara ging zu ihm. Sie ging langsam, und sie kniete sich neben ihn, und sie legte die Hand auf seinen Arm, und der Engel ließ es geschehen. Sie sagte nichts. Es gab nichts zu sagen. Es gab nur das Dasein, und das Dasein war genug.

»Danke«, sagte Namar.

Er sagte es nicht zu Mara. Er sagte es zu der Glut, und er sagte es zu dem Stern, der fort war, und er sagte es zu der Halle, und er sagte es zu den

Menschen, die im Kreis standen, und er sagte es zu der Welt, die draußen lag, und er sagte es zu dem Feuer, das seinen Abend gefunden hatte.

Und die Halle war still.

Es war eine Stille, die Mara kannte. Sie hatte sie in Sahirs Haus gehört, nach der Anrufung, und sie hatte sie in der Nacht gehört, in der die letzte Schleife aufgegangen war. Es war die Stille von etwas, das vollendet war, ohne dass die Vollendung ein Ende war. In der Stille lagen die Glut der sieben Feuer und der Engel, der davor kniete, und die Menschen und die Elfen und der Daimon und der Hase und das Wesen aus dem Feuer, und alle waren da, und alle waren still.

371. Die achte Flamme

Die Glut wurde am Morgen in die Laterne gelegt. Elias tat es. Der Daimon kniete vor der Feuerstelle des ersten Feuers und hob mit der freien Hand ein Stück Glut auf, das nicht größer war als eine Haselnuss, und er legte es in die Laterne, die Avelin gebaut hatte, und das Glas, das durch die sieben Feuer getragen worden war, schloss sich um die Glut, und die Glut lag darin, und die Laterne nahm sie auf.

Es war keine Flamme. Es war kein Feuer. Es war eine Glut, und die Glut war warm, und die Wärme hielt an. Eine gewöhnliche Glut wird kalt. Diese Glut würde nicht kalt werden. Sie würde warten, bis man sie an den Ort brachte, an dem sie gebraucht wurde, und dann würde sie ein Feuer werden, und das Feuer würde das achte Feuer sein.

Sie gingen. Sie gingen aus der Halle, und Namar ging mit ihnen. Der Engel ging an der Spitze, und sein Schatten ging mit ihm, und die Flügel lagen an, und der Engel ging wie ein Engel, der zum ersten Mal seit seiner Erschaffung hinausging, ohne dass er wusste, ob er zurückkehren würde, und der gerade deshalb ging, weil er gehen konnte.

Die Ebene nahm sie auf. Das gleichmäßige Licht lag auf dem Boden. Sie gingen über die Ebene, und die Laterne wurde getragen, und zwar von Elias, und Elias trug sie mit beiden Händen, und das Tragen war eine Arbeit, und die Arbeit war die, die er hatte.

Lume glitt über der Gruppe. Das Wesen hatte die Falten halb geöffnet, und sein Gold bewegte sich in dem Zug, der oben ging, und es war der Wind, der Lume trug, und der Wind trug Lume, weil Lume der Wind war, und weil der Wind Lume war, und weil alles, was mit dem Wind ging, der Wind war.

Und das durchscheinende Tier kam.

Es kam von der Seite, den blauen Kopf erhoben, und es ging neben ihnen, und es ging neben ihnen, wie man neben jemandem ging, den man kannte,

und den man kannte, ohne zu wissen, warum. Rauk sah es an, und das Tier sah Rauk an, und keiner von beiden machte einen Laut.

Das Tier ging mit ihnen bis zum Rand der Ebene. Es ging mit ihnen, und das Mitgehen war still. Und am Rand der Ebene blieb das Tier stehen, und es sah ihnen nach.

Und dann war es fort.

Sie stiegen die acht Stufen hinab. Der Kai lag unten, und Leander wartete mit dem Boot, und der Fährmann sah die Gruppe an, und er zählte die Köpfe, und er sah die Laterne, und er sah den Engel, und er sah alles das, was er sah.

»Wo hin?«, fragte Leander.

»Nach Hause«, sagte Mara.

Es war ein Wort, und das Wort genügte. Leander nickte. Er verlangte keine weitere Auskunft. Ein Fährmann, der seit Jahren Menschen über Wasser trug, die zu Feuern und zu Engeln fuhren, verlangte keine weitere Auskunft, wenn jemand sagte: nach Hause.

Sie stiegen ein. Das Boot nahm sie auf, und die Laterne stand in der Mitte, und die Glut war in der Laterne.

Das Boot stieß ab. Die Ebene blieb zurück, und die Halle blieb zurück.

Und das Boot fuhr nach Hause.

Es fuhr auf dem Wasser, und das Wasser trug es. Das Boot fuhr, und die Menschen saßen darin, und das Sitzen war still.

Mara sah auf die Laterne. Die Glut lag in der Laterne, und die Glut war das, was vom Feuer übrig war.

Und die Glut würde in das Haus getragen werden. Sie würde in das Haus am Waldrand getragen werden, und das Haus am Waldrand hatte einen neuen Balken, und das Haus am Waldrand hatte ein Dach, das gedeckt wurde.

Und die Glut würde im Herd liegen. Im Waldhaus wartete der unbenutzte Herd. Mara stellte sich vor, wie Elias die Glut zwischen die Späne legte und Nerin den ersten Topf darüberhing.

Mara wusste, dass das, was sie trugen, das war, was Orel gemeint hatte. Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält.

Und das Haus stand. Und die Laterne trug das Licht. Und das Boot fuhr nach Hause. Und alles war, wie es war.

372. Der Morgen danach

Nach der Rückkehr hatte Mara sich hingelegt, ohne die Tasche auspacken.

Als sie erwachte, lag ein heller Streifen auf der Zimmerdecke. Nerin schief auf der Seite, den Holzarm auf dem Tuch neben dem Kissen. Von unten kam das Klappern eines Deckels.

Mara setzte sich zu schnell auf.

Die Halle war fort. Vor ihr standen der Kleiderschrank, der Stuhl mit den Reisemänteln und die schmale Tür zum Flur. Sie musste einen Augenblick warten, bis ihr Herz langsamer schlug.

Nerin öffnete die Augen.

»Was ist?«

»Nichts.«

Die Elfe sah sie an.

Mara rieb sich das Gesicht.

»Ich dachte, wir hätten etwas vergessen.«

Nerin setzte sich ebenfalls auf. Sie sah nicht zur Tasche, sondern zur Tür.

»Dann sehen wir nach.«

Unten stand Elias am Küchentisch. Vor ihm lagen ein kleines Messer, zwei Tücher und die Laterne.

Mara blieb auf der letzten Stufe stehen.

Hinter den Scheiben glomm die Glut.

Bei Tageslicht wirkte sie kleiner als in der Halle. Sie lag tief im Behälter, fast ohne Asche. Als Elias die Laterne ein wenig drehte, wanderte ein roter Schein über das Glas.

»Hast du sie geöffnet?«, fragte Mara.

»Noch nicht.«

Auf dem Herd stand Wasser. Das gewöhnliche Feuer darunter war fast heruntergebrannt. Nerin legte ein Scheit nach und stellte zwei Becher auf den Tisch.

Mara setzte sich vor die Laterne.

»Wir müssen wissen, ob sie Luft braucht.«

Elias schob ihr die kleine Klappe zu.

»Du kannst öffnen.«

Mara hob den Verschluss an.

Die Glut wurde heller, aber nicht größer. Kein Funke sprang heraus. Am oberen Rand der Scheibe sammelte sich ein dünner Beschlag.

Nerin hielt ihre rechte Hand über die Öffnung.

»Warm.«

Mara legte die Hand daneben. Die Wärme reichte kaum über den Lampenrand hinaus.

Sie hatte erwartet, mehr zu spüren.

Elias bemerkte ihren Blick.

»In der Halle war mehr Platz.«

Mara sah auf den kalten Tisch, die Tassen und das Brot vom Vortag.

Sie schloss die Klappe wieder.

Eine Weile aßen sie schweigend. Bei jedem Bissen merkte Mara, wie hungrig sie war. Nerin schnitt die harte Brotrinde ab und legte sie für später in eine Schale.

Erst als die Becher leer waren, packten sie die Tasche aus.

Das Küchentuch roch nach Rauch.

Nerin breitete es auf dem Tisch aus. Mara nahm die schwarze Schale heraus, den Faden, das leere Salzglas und die kleinen Dinge, die sich während der Reise am Boden der Tasche gesammelt hatten: einen Holzspan, ein Stück Schnur, einen flachen Stein.

In der Schale haftete ein heller Rand.

Mara neigte sie zum Fenster. Dort, wo das Wasser gestanden hatte, verliefen sieben dünne Bögen übereinander. Sie wirkten wie Spuren, die ein zitternder Pinsel gezogen hatte.

Nerin fuhr nicht darüber.

»Asche?«

Mara nahm ein trockenes Tuch und berührte die unterste Linie.

Ein grauer Staub blieb daran hängen. Auf dem Ton stand der Bogen unverändert.

Elias beugte sich vor.

»Nicht alles auf einmal.«

Mara legte das Tuch weg.

Sie wollte die Schale sauber haben, damit nichts darin weiterarbeitete, das sie nicht verstand. Gleichzeitig konnte sie sich nicht dazu bringen, die Spuren einfach fortzuwaschen.

Nerin nahm einen kleinen Teller aus dem Schrank.

»Für den Staub.«

Sie hielt ihn unter den Schalenrand. Mara klopfte vorsichtig gegen den Boden. Ein wenig Asche fiel heraus.

Die sieben Bögen blieben.

Mara stellte die Schale vor sich hin und öffnete ihr Reiseheft. Sie zeichnete den Rand ab, so genau es ging. An der vierten Linie setzte sie die Feder neu an.

Nerin sah ihr über die Schulter.

»Die war tiefer.«

Mara korrigierte die Zeichnung.

Dann schrieb sie das Datum darunter.

Elias stand auf, als es an der Tür klopfte.

Die Botin brachte zwei Nachrichten. Eine war für Jorin bestimmt. Die andere trug Iones Zeichen.

Mara erkannte Maelis' schmale Schrift auf dem inneren Blatt.

Die ersten Zeilen berichteten von der Halle. Die Schalen waren kalt. Niemand hatte am Morgen Holz nachlegen müssen. Unter der dritten lag noch ein Stück des alten Fadens; sie hatten es aufgehoben und beiseitegelegt.

Mara las die Stelle ein zweites Mal.

Weiter unten stand, dass Namar im Freien geschlafen hatte. Beim Aufwachen habe sein Schatten unter seinem Arm gelegen. Danach sei er mit einer der Frauen zum Brunnen gegangen.

Nerin stellte den Becher ab.

»Was schreibt sie?«

Mara reichte ihr das Blatt.

Sie merkte erst jetzt, wie fest sie den Rand gehalten hatte.

Die zweite Nachricht war kürzer. Maelis hatte Deyas Bericht abgeschrieben. Die letzten Lichter hatten ihren Ort erreicht. Eines der kleinen Wesen saß seit dem Morgen unter einem Blatt und wich zurück, wenn Deya sich zu rasch näherte. Sie hatte Wasser daneben gestellt.

Mara lächelte.

»Was?«, fragte Elias.

»Es mag nicht, wenn man es anfasst.«

Der Daimon zog die leere Brotschale zu sich heran und sammelte die Krümel mit der Handkante.

Die Botin wartete noch an der Tür. Mara holte Papier für eine Antwort. Zuerst schrieb sie, dass die Glut angekommen sei. Dann wollte sie fragen, ob jemand bei den kalten Schalen bleiben müsse.

Sie setzte die Feder ab.

Nerin hatte den Satz mitgelesen.

»Wofür?«

Mara blickte zur Laterne.

»Damit nichts geschieht.«

»Was denn?«

Sie wusste es nicht. Seit Tagen hatte immer jemand auf etwas geachtet: auf die Bücher, das Salz, die Flamme, den richtigen Augenblick. Der freie Morgen kam ihr unbewacht vor.

Mara strich den angefangenen Satz durch.

Sie schrieb stattdessen: Bitte deckt die Schalen ab, wenn es hineinregnet. Sonst wartet nicht auf unsere Anweisungen.

Darunter setzte sie einen Gruß an Namar.

Die Botin nahm den Brief mit. Elias begleitete sie bis zur Straße.

Nerin stellte die schwarze Schale zum Ausguss.

»Bereit?«

Mara legte ihre Zeichnung beiseite und nickte.

Das Wasser traf den Ton. Ein Teil des Rußes löste sich sofort. Die sieben Bögen wurden blasser, verschwanden jedoch nicht ganz.

Mara nahm die Schale in beide Hände.

In ihrem Inneren spiegelte sich das Fenster. Dahinter bewegten sich die Zweige des Rosenbuschs. Als Nerin den Laden weiter öffnete, lief ein heller Streifen über alle sieben Spuren.

Mara drehte die Schale.

Für einen Augenblick lagen im Wasser nicht sieben Bögen, sondern sieben einzelne Lichtpunkte.

Keiner berührte den anderen.

Dann bewegte sich die Oberfläche, und nur das Fenster blieb.

Nerin sah Mara an.

»Hast du es gesehen?«

»Ja.«

Sie stellten die Schale zum Trocknen auf ein Tuch.

Am Herd knackte das nachgelegte Holz. Mara ging hinüber und prüfte das Wasser. Es kochte noch nicht. Sie schob den Topf näher an die gewöhnliche Flamme.

Elias kam zurück. Er stellte die Laterne auf das freie Regalbrett, weit genug vom Vorhang entfernt.

»Hier bis zum Richtfest?«

Mara sah zu Nerin.

Die Elfe prüfte den Abstand zum Holz und legte die Hand an die Regalunterseite. Sie blieb kühl.

»Hier«, sagte sie.

Mara schob eine kleine Schale unter die Laterne, falls sich noch Beschlag löste.

Dann trugen sie die schmutzigen Tücher in den Hof. Nerin füllte den Zuber. Mara tauchte den Stoff aus der Küche hinein und drückte ihn langsam unter Wasser.

Der Rauchgeruch wurde stärker, bevor er nachließ.

Aus einer Falte löste sich ein einzelnes Salzkorn. Es blieb kurz auf Maras Daumen liegen.

Sie hielt die Hand still.

Das Korn glitt zurück ins Wasser und verschwand.

Mara sah zu Nerin hinüber.

»Jetzt ist es gewöhnliches Salz.«

Nerin wrang das Tuch aus und reichte ihr das andere Ende.

Gemeinsam hängten sie es über die Leine.

Oben im Haus stand die Laterne im Morgenlicht. Von draußen war ihre Glut kaum zu erkennen.

373. Der Nachhall am Feuer

Der Nachhall war in der Nacht des Abends in der Halle geblieben. Er hatte sich an die Seitenwand gestellt, hinter den Kreis, und dort gestanden, solange die Namen gesprochen wurden und die Feuer sanken. Er hatte die Hände nicht erhoben. Er hatte keinen Namen genannt. Er hatte nur dagestanden, und das Dastehen war das Schwerste gewesen, was er je getan hatte, schwerer noch als das Zugeben auf dem Blatt am Turm, denn diesmal gab es nichts, womit er sich bemerkbar machen konnte, und er hatte es nicht versucht.

Am Morgen, als Elias die Glut in die Laterne legte, trat er aus dem Schatten der Wand. Mara sah ihn kommen und wartete, bis er stand.

»Ich will mit«, sagte der Nachhall. »In die Stadt. Zu Ione.« Er hielt den dunklen Stein in der Tasche, und die Kante, an der Material fehlte, zeigte nach oben. »Ich will arbeiten.«

»Was für eine Arbeit?«

»Die Arbeit mit den Briefen, die keine Anschrift haben.« Er sah auf den Boden, dann zu Mara. »Ich war ein Wesen, das Antworten gemacht hat. Ich habe geglaubt, eine Antwort sei eine Gabe. Ich will lernen, was eine Frage ist, die offen bleiben darf. Ione hat gesagt, es gebe Briefe, die auf jemanden warten, dessen Anschrift sie noch suchen. Ich will bei diesen Briefen stehen.«

Mara hörte zu. Sie dachte an den Kasten in Iones Schrank und an die Schleifen, die sie gemeinsam gelöst hatten, und daran, dass ein Wesen, das die Stimmen der Wartenden gekannt hatte wie kein zweites, für eine solche Arbeit besser geeignet war als jede Botin. Sie dachte auch daran, dass die Eignung eines Wesens für eine Arbeit nicht entschied, ob man es damit betraute. Das entschied die Frau, der das Briefhaus gehörte.

»Ich schreibe ihr«, sagte Mara. »Sie wird dir antworten. Sie wird dir keine Arbeit schenken, aber sie wird dir eine Chance geben, und du wirst erkennen, dass das nicht dasselbe ist.«

Der Nachhall nickte. Er sagte nichts mehr, und er verneigte sich nicht. Er hatte vor zwei Jahren vor jeder Tür gestanden wie ein Bittender, und er hatte gelernt, dass das Stehen vor einer Tür nicht verneigt wurde. Er half ihnen beim Tragen der Matten hinunter zum Kai, und er trug zwei Bündel, und er achtete darauf, dass keine Schnur über den Rand der Stufe hing.

Namar verabschiedete sich von ihm mit einem Blick. Der Engel und das Wesen aus der Halle sahen einander an, und keiner von beiden sagte etwas, und das Nichtsagen war ein ganzer Abschied. Dann ging der Nachhall über die Ebene, allein, und sein Schatten lag im hellen Licht neben ihm, und er ging, ohne sich umzudrehen.

In der Stadt ging er zuerst zum Steg. Er setzte sich auf die oberste Stufe und sah dem Wasser zu, das gegen die Pfosten schlug. Es war die Stufe, auf der er gesessen hatte, als Ione ihm die Grenzen genannt hatte. Er kannte jede Ritze in dem Stein. Nach einer Weile stand er auf und ging die Treppe hinauf zum Briefhaus.

Ione öffnete ihm die Tür zum vorderen Raum. Sie hatte Maras Brief gelesen, und sie hatte ihn gelesen, wie sie alles las: zweimal, mit der gesunden Hand auf dem Papier. Sie setzte sich ihm gegenüber, und er setzte sich, und zwischen ihnen lag der Tisch, und auf dem Tisch lag nichts.

»Ich habe nachgedacht«, sagte Ione. »Ich sage ja. Auf Probe.« Sie hob die Hand, ehe er etwas erwidern konnte. »Auf drei Bedingungen. Du arbeitest mit den Briefen, die keine Anschrift haben. Du lernst, was es heißt, dass ein Brief wartet, ohne dass du ihn erledigst. Und du schreibst mir jeden Monat einen Bericht über deine Fehler. Nicht über deine Fortschritte. Über deine Fehler.«

Der Nachhall sah sie an. Er hätte gern sofort geantwortet, und das Wollen lag ihm in den Fingern, das alte, schnelle Wollen, das aus einer Frage sofort einen Ort gemacht hätte. Er ließ es liegen. Er zählte bis drei, innerlich, was niemand sah, und er wusste, dass auch das Zählen zu seiner Arbeit gehörte.

»Ich nehme die Bedingungen an«, sagte er. »Und ich danke dir nicht.«

Ione sah ihn lange an. Dann nickte sie, und das Nicken war die erste Zusage, die er jemals von ihr bekommen hatte, die er nicht durch eine schöne Wendung verdorben hatte. Er stand auf, und er ging, und in der Tür blieb er stehen, weil dort ein Haken war, an dem die Schlüssel hingen, und weil einer der Schlüssel schief hing, und er richtete ihn nicht.

Am Abend schrieb Mara an Ione einen kurzen Brief. Sie schrieb: Danke. Und sie wusste, dass Ione wissen würde, dass das Danke nicht der Nachhall war, sondern die Arbeit, die jetzt begann.

374. Mattes' Stuhl

Der Stuhl gelang beim dritten Versuch. Mattes saß in der Werkstatt im Norden, und vor ihm, auf der Bank, stand das Gesellenstück, und das Gesellenstück war ein Stuhl, und der Stuhl stand auf vier Beinen, und keines der Beine wackelte.

Er hatte die Lehne zweimal verworfen. Die erste war zu anspruchsvoll gewesen, voller Stellen, an denen ein Wunsch noch keine Verbindung aus Holz ergab. Die zweite war zu ängstlich gewesen, ein Stuhl, der keinem Menschen wehtun wollte und deshalb keinem Menschen half. Die dritte Lehne war gerade, mit einer sanften Krümmung oben, und die Krümmung ent-

sprach dem Rücken eines Menschen, der sich setzen wollte, ohne zu wissen, wie lange.

Der Meister kam am Nachmittag. Er ging um den Stuhl herum, einmal, zweimal. Er setzte sich, und er blieb sitzen, länger als Mattes aushalten konnte, und er sah dabei zum Fenster hinaus, als prüfe er den Stuhl anhand des Wetters. Dann stand er auf und legte die Hand auf die Sitzfläche.

»Er wackelt nicht«, sagte der Meister. »Und er ist hässlich genug, um benutzt zu werden.«

Mattes grinste. Es war das Grinsen eines jungen Mannes, der drei Lehnen gebaut hatte und der wusste, dass die dritte die richtige war, und der von seinem Meister gerade hören musste, dass sie hässlich sei. Er hatte gelernt, dass das eine das andere nicht ausschloss.

»Ich bin fertig«, sagte der Meister. »Du hast die Probe bestanden. Das Gesellenstück bleibt hier. Der Stuhl, den du mitnehmen darfst, ist der, den du als Lehrling gebaut hast. Der, der wackelte.«

Mattes sah den alten Stuhl an, der in der Ecke stand. Der Stuhl, der gewackelt hatte, auf eine Weise, die der Meister für verbesserungsfähig gehalten hatte. Der Stuhl, an dem er gesessen hatte, in dem Hof mit dem Wasserfass, als der falsche Brief ihn gefunden hatte. Er nahm den Stuhl, und er trug ihn in beide Hände, und der Stuhl war leicht, weil er aus den Anfängen stammte.

Er blieb noch zwei Wochen. Er half, die Werkstatt aufzuräumen, und er schnitzte in den Abenden die Holzfigur für das Kind, einen Hasen mit langen Ohren, und das Gesicht des Hasen geriet ihm besser, als er es für möglich gehalten hatte, und es gelang ihm, weil er inzwischen wusste, dass ein Gesicht aus Holz nicht vollkommen sein musste, um zu erkennen zu sein. Er gab dem Hasen die ungleichen Ohren, und er gab ihm einen kleinen Fehler an der Schnauze, und der Fehler machte den Hasen zu einem Hasen, den man erkannte.

Dann reiste er ab. Er nahm den Stuhl, die Tasche, die Figur und einen Brief, den er an Daria geschrieben hatte, und er reiste nach Süden, mit den stillen Boten, und die Fahrt dauerte vier Tage, und auf jeden Tag fiel ein Wetter, das keinem Fahrplan folgte.

In der Stadt der Gäste wartete Daria. Sie wartete am Steg, und das Kind war bei ihr, und das Kind hielt den Holzbecher, den es seit zwei Jahren bei sich trug, wenn es etwas Wichtiges erwartete. Als Mattes vom Boot stieg, hob das Kind den Becher, und es zeigte ihn ihm, und Mattes beugte sich zu dem Kind hinunter, und er gab ihm den Hasen.

Das Kind nahm den Hasen. Es drehte ihn, es beschaute die Ohren, es fand den Fehler an der Schnauze, und es drückte den Hasen an die Brust, und

dann lief es mit ihm davon, den Steg entlang, und es rief etwas, das niemand verstand, und das gerade deshalb alle verstanden.

Daria sah dem Kind nach. Dann sah sie Mattes an. Sie sagte: »Er hat den Becher nicht fallen gelassen.«

»Das habe ich gesehen«, sagte Mattes.

»Das hast du gesehen«, sagte Daria.

Sie gingen die Treppe hinauf, nebeneinander, und der Stuhl trug Mattes auf dem Rücken, und der Stuhl wackelte, in dem Rhythmus der Stufen, und das Wackeln war das Vertrauteste, was Mattes in dieser Stadt besaß. Oben angekommen, setzten sie sich in die Küche, und es gab Suppe, und das Kind saß dabei und stellte den Hasen neben den Becher, und der Hase und der Becher saßen nebeneinander wie zwei Dinge, die einander kannten.

Mattes schrieb in dieser Woche auch an Ione. Er schrieb, dass die Sendung angekommen sei und dass der Papierstreifen unter der Zeichnung liegen bleibe. Er schrieb: Ich habe gelernt, dass eine Frage offen sein darf. Ich habe gelernt, dass ich die Frage war, nicht die Antwort. Der Stuhl, der wackelt, ist jetzt meiner, und ich werde ihn benutzen.

Und er schrieb einen Satz, den er vorher dreimal angefangen und zweimal verworfen hatte: Ich bin zu Hause.

375. Jorins Buch

Jorin schrieb sein Buch in den Abenden, nach der Arbeit, wenn die Kunden gegangen waren. Er schrieb es in der Werkstatt, an dem Tisch, an dem seine Schwester Bücher zerlegte, und er schrieb es mit der Feder, die er sich selbst geschnitten hatte, und mit einer Tinte, die Tilda ihm brachte, weil sie sagte, ein Mann, der ein Buch schreibe, dürfe keine gewöhnliche Tinte benutzen.

Das Buch handelte von den neun Jahren. Es handelte von dem Tag, an dem er verschwunden war, und von dem Regen am Fenster, und von dem Zimmer, das von innen größer gewesen war als vom Flur aus, und von dem Geräusch wie brechendes Eis, und von der Tür, die seine Schwester zugeschlagen hatte. Es handelte von der anderen Welt, in der er gelebt hatte, und in der die Zeit anders vergangen war, und von den Menschen, die er dort getroffen hatte, und von den Wegen, die nicht im Raum lagen.

Er schrieb langsam. Er schrieb nicht, wie der Nachhall geschrieben hatte, in Sätzen, die darauf aus waren, einem anderen Menschen zu gefallen. Er schrieb in Sätzen, die darauf aus waren, dass er selbst sie ertrug, und das Ertragen war langsamer als das Gefallen, und das Langsame war das Richtige.

Mara las das Buch, Kapitel für Kapitel, in den Abenden, in denen er es ihr gab. Sie las es mit der Ruhe einer Buchrestauratorin, die wusste, dass man ein Manuskript nicht an einem Abend las, und sie las es mit der Unruhe einer Schwester, die in jedem Satz den Bruder fand, den sie verloren hatte, und der in jedem Satz ein anderer war als der, den sie verloren hatte.

In einem der Kapitel stand der Satz: Ich habe geglaubt, das Paket sei eine Entschuldigung. Es war keine Entschuldigung. Es war eine Anschrift.

Mara las den Satz dreimal. Dann legte sie das Manuskript auf den Tisch, und sie ging in die Küche, und sie stand am Fenster, und Nerin kam zu ihr und stellte sich hinter sie, und Nerin fragte nichts, und Mara sagte nichts, und nach einer Weile sagte Mara: »Er hat mir verziehen.«

»Er hat dir verziehen«, sagte Nerin.

»Er hat mir verziehen, und er schreibt es auf, und das Aufschreiben ist das Verzeihen.« Mara legte die Hand auf die Fensterbank. »Ich habe neun Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass ich die Tür zugeschlagen habe. Er hat weniger gebraucht, um zu begreifen, dass er durch das Zimmer gegangen ist. Wir sind nicht gleich schnell. Wir sind Geschwister.«

Das Buch wurde im Herbst gebunden. Mara band es selbst, und sie band es in Leinen, das nach der Werkstatt roch, und sie heftete es mit dem Faden, den man für Manuskripte nahm, die halten sollten, und sie klebte den Rücken so, dass das Buch aufschlug, wo es aufschlagen wollte, und nicht dort, wo man es aufschlagen musste.

Auf dem Deckel stand kein Titel. Jorin hatte über den Titel nachgedacht, und er hatte drei Titel verworfen, und dann hatte er entschieden, dass das Buch keinen Titel brauchte. Es war sein Buch, und die, die es lesen würden, wussten, wem es gehörte, und die, die es nicht wussten, würden es nicht lesen.

»Eins noch«, sagte Jorin, als das Buch fertig war. Er holte einen Zettel aus der Tasche. Auf dem Zettel stand eine Zeile, und die Zeile war kurz. »Ich will das auf die letzte Seite kleben.«

Mara las die Zeile. Die Zeile lautete: Für Mara, die gewartet hat. Und für mich, der gegangen ist. Wir sind beide angekommen.

Sie nahm den Zettel, und sie klebte ihn auf die letzte Seite, und sie klebte ihn so, dass er hielt, und sie klebte ihn so, dass man ihn lesen konnte, ohne das Buch ganz zu öffnen, und das Beinahe-Schließen war es, was die Zeile zu dem machte, was sie war: eine Zeile, die da war, und die da war, weil sie da war.

Das Buch lag auf dem Tisch. Es lag dort, wo die Bücher lagen, die repariert waren, und es unterschied sich von ihnen in nichts, außer dass es nicht repariert worden war. Es war geschrieben worden. Und es war gebunden worden. Und es war angekommen.

376. Der Daimon der Schwelle

Es war Elias, der die Frage stellte, und er stellte sie an einem Abend, an dem die Werkstatt ruhig war. Er saß am Küchentisch, die Laterne mit der Glut stand vor ihm, und er sah lange auf die Laterne, ehe er den Kopf hob.

»Was bin ich für dieses Haus?«

Mara legte das Messer ab, mit dem sie eine Heftnaht gelöst hatte. Der Daimon saß da wie immer: aufrecht, die Hände auf dem Tisch, und in dem Gesicht lag nichts als die Frage selbst.

»Du bist Elias«, sagte Mara. »Das warst du immer.«

»Das ist keine Antwort«, sagte Elias. »Ich frage nicht, wer ich bin. Ich frage, was ich für das Haus bin, in das ihr zieht.« Er hielt inne. »Ich war von deinem Haus in Auenbrück ausgeschlossen. In der Nacht, als Jorin ging, hast du mich ausgeschlossen, und du hattest recht damit, und ich habe es ausgehalten. Ich habe dich begleitet, seit du mich wieder aufgenommen hast, und das Begleiten war mein Amt. Jetzt zieht ihr in ein Haus, das ein Haus ist, und ich frage mich, ob ein Daimon in einem Haus wohnt.«

»Du hast zwei Jahre in meiner Küche gegessen«, sagte Mara.

»Ich habe in deiner Nähe gegessen«, sagte Elias. »Ich habe im Hof gesessen und in der Werkstatt gesessen und an deinem Tisch gesessen, und ich habe die Tür gehütet, ohne dass es jemand merkte. Aber ein Haus hat einen anderen Anspruch. Ein Haus sagt zu dem, der darin wohnt: du gehörst dazu. Ich habe nie gewusst, ob ich dazugehöre.«

Mara hörte zu. Sie dachte an die Nacht, von der der Daimon sprach, und an die Tür, die sie zugeschlagen hatte, und an die Jahre, in denen sie geglaubt hatte, das Zuschlagen sei ihr Recht gewesen. Sie dachte an den Abend, an dem sie ihm zum ersten Mal geglaubt hatte, und an den Tag, an dem er ihr geholfen hatte, den Weg zu finden. Er hatte nichts davon je als Anspruch vorgebracht.

»Ich habe dich nie gefragt«, sagte Mara. »Ich habe nie gefragt, ob du bleiben willst. Ich habe es vorausgesetzt.«

»Ich habe es vorausgesetzt sehen wollen«, sagte Elias. »Ein Daimon, der fragt, ob er bleiben darf, ist ein Daimon, der einen Grund hat zu fragen. Ich hatte keinen Grund. Bis jetzt. Jetzt zieht ihr in ein Haus, und das Haus ist ein Haus, und ich frage.«

»Dann frage ich dich«, sagte Mara. »Willst du in dem Haus wohnen?«

Der Daimon schwieg so lange, dass Mara die Feder schon wieder aufnehmen wollte. Dann sagte er: »Ja. Ich will in dem Haus wohnen. Ich will an der Tür wohnen, die klemmt, und ich will den Tisch hüten, an dem Bücher zerlegt werden, und ich will der Daimon der Schwelle sein, und ich will das sein, weil es das ist, was ich bin.«

Mara stand auf. Sie ging um den Tisch und stellte sich vor den Daimon, und der Daimon sah zu ihr auf, und sie legte die Hand auf seine Schulter. Die Schulter war warm.

»Dann wohnst du in dem Haus«, sagte Mara. »Nicht als Gast und nicht als Wächter. Als Elias.«

In diesem Moment stand Jaspar in der Tür. Der andere Daimon hatte gehört, was zu hören war, und er kam herein, und sein warmes Licht lag in der Küche, und er blieb am Rand stehen.

»Und ich?«, fragte Jaspar.

Mara lachte. »Und du«, sagte sie. »Ihr wohnt beide. Ein Haus mit zwei Daimonen. Das Haus hält das aus. Es hat einen neuen Balken.«

Nerin kam aus dem Hof. Sie hatte zugehört, so gut man durch eine Tür zuhören kann, und sie blieb stehen und sah die drei an: die Frau, den Daimon an der Tür, den Daimon am Tisch.

»Gut«, sagte Nerin.

Es war ein Wort, und es genügte.

377. Aruen und der Morgen

Aruen ging in die Stadt. Es geschah an einem Tag, an dem der Garten ihn nicht brauchte, und an dem Tiriel Zeit hatte, und an dem die Verbindung, die Jaspar hielt, frei war. Der Engel trat aus dem Garten der offenen Hände in die Stadt der Gäste, und es war das erste Mal seit seiner Erschaffung, dass er eine Stadt betrat, in der Menschen lebten, die nicht gekommen waren, um zu bitten.

Er ging langsam. Er blieb an den Ständen stehen, und er sah den Menschen zu, und die Menschen sahen ihm zu. Keiner sprach ihn an. Ein Kind lief ihm nach, bis die Mutter es rief, und das Kind lief zurück, und es winkte dem Engel, und der Engel winkte zurück.

Der Birnenhändler stand vor seinem Stand. Er hatte in diesem Herbst nur noch wenige Früchte, und einige davon hatten dunkle Druckstellen, und er hielt sie in einer Kiste, die er mit einem Tuch abdeckte, wenn die Sonne zu stark wurde.

»Was wünschen Sie?«, fragte der Birnenhändler.

»Nichts«, sagte Aruen. »Ich sehe nur.«

Der Händler nickte. Er war ein Mann, der in seiner Stadt alles gesehen hatte, und der nichts mehr sah, das ihn verwundern konnte. »Die Birnen sind gut in diesem Jahr«, sagte er. »Trotz des Regens. Oder wegen des Regens. Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht beides«, sagte Aruen.

Der Händler lachte. »Vielleicht beides«, sagte er. »Das ist die beste Antwort, die ich in diesem Jahr gehört habe.«

Und der Engel kaufte drei Birnen. Er wählte die drei mit den dunklen Druckstellen, und der Händler sah die Wahl an und sagte nichts.

Aruen aß eine der Birnen auf der Treppe am Steg. Der Saft lief ihm über die Finger, und er leckte ihn nicht ab, und er ließ ihn laufen, und das Laufenlassen war eine Freiheit, die er sich in dem Garten nie genommen hatte, und die er sich jetzt nahm, weil er sie sich nehmen konnte.

Und er lachte. Er lachte zum ersten Mal, seit er in dem Garten erwacht war, und das Lachen kam aus einer Tiefe in ihm, die er nicht kannte, und die er trotzdem kannte, und die er kannte, weil sie die Tiefe war, die in jedem Wesen lag, das lernte, dass das Leben keine Aufgabe war, sondern ein Geschenk.

Tiriell saß neben ihm. Die Gärtnerin hatte den Beutel mit der Erde auf den Knien, und sie sah dem Engel zu.

»Du lachst«, sagte Tiriell.

»Ich lache«, sagte Aruen.

Und die Gärtnerin nahm seine Hand, und die Hand des Engels war warm, und die Hand der Gärtnerin war warm, und die beiden Hände lagen ineinander, und das Ineinanderliegen war alles, was an diesem Nachmittag gesagt werden musste.

Am Abend gingen sie zurück in den Garten. Sie gingen durch die Verbindung, und der Engel ging voran, und die Gärtnerin folgte ihm, und der Garten nahm sie auf, und das Aufnehmen war still, und das Stillsein gehörte dazu.

378. Lume und der Wind

Lume flog an der Windwarte. Es flog in den oberen Räumen, und es flog höher als je, und das Höherfliegen war das Ergebnis von Monaten des Übens. Der Wind über den Bäumen trug es, und Lume ließ sich tragen.

Nives stand auf dem Kamm und sah zu. Die Hüterin hatte in den letzten Monaten gelernt, Lume ziehen zu lassen, und das Ziehenlassen war eine Kunst, die man nicht lernte, indem man sie übte, sondern indem man aufhörte, sie lenken zu wollen. Lume zog Bogen über die Bäume, und die Bogen wurden weiter.

Und Lume lachte. Der Laut war deutlich, und er trug über die Wipfel, und die beiden alten Helfer der Warte hörten ihn, und Torel hob den Kopf, und Berit lächelte.

Der große sechste Band lag in seinem Raum. Nives hatte die Berichtigung eingetragen, und der Bericht war vollständig, und der Band war abgeschlossen.

Und die Windräume trugen die Stimmen der Orte. Sie trugen sie seit dem Abend des Engels, und das Tragen war still.

Die Stimmen kamen von überall. Sie kamen von Auenbrück und von der Stadt der Gäste, vom Garten der offenen Hände und von der Windwarte, vom Haus am Waldrand und von Avar und von Leth und von Sahirs Haus, und alle Stimmen waren da.

Und nichts war verschmolzen. Keine der Stimmen verlor ihren Rand, und keine der Stimmen nahm einer anderen den Platz.

Nives hörte die Stimmen. Sie hörte sie.

Und Lume flog. Es flog in dem Wind.

379. Nemms Volk

Nemm kam mit ihrem Volk am Tag vor dem Richtfest. Sie kamen durch das Fenster, das Sahir im Schuppen geöffnet hatte, und das Fenster zeigte den Waldweg mit der Brücke, und über die Brücke kamen sie: zwölf an der Zahl, keine größer als ein Finger, mit gefalteten Blättern an den Rücken und Stäbchen, die sie als Stäbe benutzten.

Nemm flog voraus. Sie landete auf Maras ausgestreckter Hand und trug einen Rock aus dunkelgrünem Stoff, an dem eine Stelle eingerissen war. Die eingerissene Stelle war dieselbe wie vor zwei Jahren, und Mara wusste, dass Nemm den Rock nicht flickte, weil der Riss dazugehörte wie die Brücke zum Waldweg.

»Wir kommen«, sagte Nemm. Sie stellte die Hände in die Hüften, wie sie es tat, wenn sie etwas Wichtiges sagte. »Wir wollen das Haus sehen.«

»Es steht«, sagte Mara. »Am Waldrand. Es hat einen neuen Balken.«

»Einen neuen Balken«, wiederholte Nemm, und sie sagte es mit der Stimme einer Frau, die wusste, was ein neuer Balken bedeutete. »Dann gehen wir.«

Sie gingen. Es war ein Zug, wie ihn der Wald nicht oft gesehen hatte: voran die Menschen, und neben den Menschen, in der Höhe der Knöpfe der Mäntel, das Volk von Nemm, zwölf winzige Gestalten, die marschierten, als wären sie eine Armee, und die dabei so ernsthaft waren, dass Rauk, der neben ihnen herzog, mehr als einmal stehen blieb, um sie zu betrachten. Das Betrachten geschah mit dem Ausdruck eines Wesens, das sich weigerte, etwas niedlich zu finden, und das gerade deshalb etwas fand, das es nicht benennen wollte.

Am Haus angekommen, verteilte sich das Volk. Es untersuchte die Schwellen, und es untersuchte die Fugen zwischen den Balken, und es untersuchte den Rosenbusch, und zwei von ihnen kletterten auf das Dach und prüften die Schindeln, und einer blieb unten und rief ihnen zu, was er sah. Das Rufen geschah in einem Ton, der wie helles Klingeln klang, und das Klingeln war es, was sie taten, wenn sie etwas Wichtiges fanden, und sie fanden vieles Wichtiges.

Nemm stand auf dem Tisch in der Küche. Sie stand dort und sah zu, wie ihr Volk arbeitete, und das Zusehen war das Zusehen einer Frau, die ein Volk führte und die nicht eingriff, ehe nicht feststand, dass Eingreifen nötig war.

Nach einer Stunde kam sie zu Mara. Sie kam mit dem Gesicht einer Frau, die etwas zu sagen hatte, und die wusste, dass das, was sie sagen wollte, gut war.

»Das Haus ist gut«, sagte Nemm. »Es ist ein Haus, das man bewohnen kann. Es ist ein Haus, das Wege hat. Wir bleiben.«

»Ihr bleibt?«

»Wir bleiben bis zum Fest«, sagte Nemm. »Und danach kommen wir wieder. Wir kommen wieder, so oft wir wollen. Das Haus hat Fenster, und die Fenster gehen in unseren Waldweg, und der Waldweg ist unser, und das Haus ist euer, und die Tür zwischen beiden ist offen, und das Offen-Sein ist es, was wir brauchen.«

Mara verstand. Nemms Volk lebte an den Rändern junger Wege, und ein Haus mit einer offenen Tür zu einem Waldweg war für ein solches Volk das, was eine Stadt für Menschen war: ein Ort, an dem man wohnen konnte, ohne zu wissen, wie lange.

»Dann bleibt«, sagte Mara. »Und kommt wieder.«

»Wir kommen wieder«, sagte Nemm. Und sie verneigte sich, und die Verneigung war so ernsthaft, dass Mara sich verneigen wollte auch, und sie tat es nicht, weil sie wusste, dass Nemm die Verneigung ernst nahm, und dass das Ernstnehmen es war, was die Verneigung zu dem machte, was sie war: eine Geste zwischen zwei Frauen, die einander respektierten.

380. Das Richtfest

Liska befestigte den grünen Baum am höchsten Balken. Sie zog zweimal an der Schnur, prüfte den Knoten und richtete sich auf. Zwischen ihren Stiefeln lag noch ein Streifen Himmel offen. Die letzten Schindeln sollten am Montag kommen.

Unten hielt Mara die Leiter.

»Du kannst loslassen«, rief Liska. »Ich bleibe noch einen Augenblick hier.«

Mara nahm die Hände von den Holmen. Über dem Dach bewegten sich die Zweige. Nerin trat neben sie und strich ihr einen Span vom Ärmel.

»Jetzt fehlt nur noch das Essen«, sagte sie.

Aus dem Haus kam Tildas Stimme.

»Das Essen fehlt nicht. Die Tische fehlen.«

Jorin und Mattes trugen die lange Bank durch die Tür. An der engsten Stelle mussten sie drehen. Nerin hielt den Türflügel zurück; das Blatt an ihrem hölzernen Daumen streifte über den Beschlag. Als die Bank stand, setzte Rauk sich darunter. Jorin schob sie noch eine Handbreit von der Wand weg, damit niemand dem Hasen auf die Pfoten trat.

Leander hatte sein Boot am unteren Steg festgemacht. Er kam mit einem Korb auf jeder Schulter den Weg herauf. Hinter ihm ging Daria. Das Kind blieb an jedem dritten Stein stehen und stellte seinen geschnitzten Hasen darauf, bis Mattes zurücklief und beide mitnahm.

Ione brachte Brot aus der Stadt der Gäste. Sie legte die Laibe auf ein Tuch und begann, die Schnüre zu lösen. Beim festen Knoten hielt sie inne.

»Soll ich?«, fragte der Nachhall.

Sie schob ihm den Laib hin. Er löste den Knoten, ohne die Schnur zu zerreißen, und legte sie zusammengerollt neben das Brot.

Nives erschien noch im Reisemantel. Auf ihren Schultern saß der Staub des nördlichen Weges. Lume glitt vor ihr durch die Tür, geriet in den Zug zwischen den offenen Fenstern und musste hinter einem Krug Deckung suchen. Nives schloss eines der Fenster halb. Nun konnte das Wesen auf dem Rand des Kruges landen.

Amsel kam mit einem kleinen Beutel, den sie Mara übergab.

»Für die Werkstatt. Enno hat die Nadeln ausgesucht. Estra behauptet, du verbiegst die dünnen.«

Mara öffnete den Beutel und lachte. Zwischen den Nadeln lag ein Stück Wachs, sauber in Papier gewickelt.

Maelis und Deya brachten zwei schwere Schalen. Deya hatte ihre mit einem feuchten Tuch bedeckt. Darunter lagen Kräuter, deren Geruch beim Auspacken bis zur Tür zog. Tilda nahm eine kleine Probe zwischen die Finger und änderte daraufhin ihre Absicht mit der Suppe.

Avelin und Fenn verteilten die mitgebrachten Gläser. Ylva wusch den Staub von den Bänken, Pavel trug Wasser herauf, und Ilwen fand unter den Werkzeugen endlich das Messer, mit dem sich das Brot schneiden ließ. Bald musste Mara niemandem mehr sagen, wo etwas hingehörte.

Sahir stellte eine flache Kiste auf den Tisch. Nemm flog von seinem Ärmel auf den Rand und sah sich nach ihrem Volk um. Die kleinen Gäste kamen

durch das offene Schuppenfenster herein. Zwei trugen gemeinsam ein zusammengerolltes Blatt.

»Nicht neben den Krug«, sagte Nemm. »Dort schwappt es.«

Mara rückte ihnen eine trockene Unterlage zurecht. Das zusammengerollte Blatt wurde ausgebreitet; darauf lag eine Handvoll winziger, heller Samen.

Durch die Verbindung zum Garten kamen Tiriel und Aruen. Jaspar hielt ihnen den Durchgang offen, bis Tiriels Korb hindurch war. Dann trat er selbst ins Zimmer. Sein Licht lag warm unter den Dachbalken. Aruen blieb vor den frisch gehobelten Pfosten stehen und fuhr mit einem Finger über das Holz.

Da wurde es vor dem Haus still.

Namar stand am Ende des Weges. Er hatte nichts mitgebracht. Sein Schatten reichte bis an den Zaun, über das Gras und die abgelegten Dachlatten.

Mara ging ihm entgegen. Hinter ihr kam Liska die Leiter herunter.

»Ein Engel zum Richtfest«, sagte die Handwerkerin leise.

Noch nie war einer gekommen. Liska wischte sich die Handflächen an der Hose ab und rückte die Leiter aus dem Weg.

»Bin ich zu spät?«, fragte Namar.

»Fürs Dach ja«, sagte Mara. »Für alles andere nicht.«

Sie führte ihn zur Tür. Namar zog die Flügel enger an den Rücken. Unter dem neuen Balken senkte er den Kopf, obwohl genügend Platz gewesen wäre. Sein Schatten glitt mit ihm über die Schwelle.

Im Haus rückten die Gäste zusammen. Daria nahm das Kind auf den Schoß. Maelis zog ihren Stuhl heran. Für Namar blieb ein Platz nahe dem Herd frei, doch der Engel setzte sich nicht gleich.

Liska holte ihren Becher.

Sie dankte denen, die Holz gebracht, Steine getragen und an den nassen Tagen weitergearbeitet hatten. Beim alten Balken stockte sie kurz. Dann hob sie den Becher zum neuen hinauf.

»Der soll halten«, sagte sie.

Die Gläser klangen zusammen. Von draußen antwortete das helle Rufen der kleinen Gäste, die den Richtbaum vom Fenster aus betrachteten.

Mara stellte ihren Becher ab und suchte Elias.

Der Daimon stand neben der Tür. Auf ihre Bewegung hin ging er in die kleine Kammer und kam mit der Laterne zurück. Zwischen den Scheiben glomm der Rest der sieben Feuer. Seit dem Abend in der Halle hatte die Glut weder Öl noch Holz gebraucht.

Jetzt sah Mara, dass Elias die Laterne mit beiden Händen trug.

Vor dem Herd lagen dünne Scheite und eine Handvoll trockener Späne. Nerin kniete nieder und schob das Holz auseinander. Sie ließ in der Mitte eine freie Stelle auf dem Stein.

»Hier?«, fragte sie.

Elias nickte.

Mara hockte sich neben Nerin. Die Brandnarbe an ihrem Handgelenk spannte, als sie den Ärmel zurückschob. Für einen Augenblick roch sie wieder den alten Rauch. Sie legte die Hand auf den kalten Herdrand und blieb dort.

Elias öffnete die Laterne.

Die Glut wurde heller. In den Gläsern auf dem Tisch erschienen kleine rote Punkte. Lume hob sich vom Krug und schwebte über Nives' Schulter. Niemand griff nach dem Wesen.

Mit der Zange nahm Elias die Glut aus der Laterne. Sie hielt zusammen, obwohl kaum noch Asche an ihr haftete. Er legte sie auf den freien Stein und zog das Werkzeug zurück.

Zunächst geschah nichts.

Durch den offenen Dachstreifen kam ein Windstoß. Einer der Späne rollte aus dem Herd. Mara fing ihn auf und legte ihn zurück, diesmal näher an die Glut.

»Du darfst hier brennen«, sagte sie.

Eine schmale Flamme neigte sich nach unten.

Ihre Spitze berührte den Stein. Helles Licht lief durch die Fugen, unter dem Herd entlang und bis an die Füße der Umstehenden. Mara spürte Wärme an den Knien. Das Holz neben ihrer Hand blieb kühl.

Dann richtete sich die Flamme auf.

Die Späne fingen Feuer. Ein feines Knacken kam aus dem Reisig. Über den Scheiten stand für einen Atemzug ein Licht, in dem Mara die sieben Feuer wiedererkannte. Es sank in die Flamme zurück. An der Herdwand tanzten die Schatten der Gäste.

Alle konnten es sehen. Selbst Nimm war bis auf den Rand von Deyas Schale geflogen und hielt sich dort am Tuch fest.

Namar trat näher. Der Feuerschein fiel auf seine Hände.

»Das achte Feuer«, sagte er.

Elias stellte die leere Laterne neben den Herd. Als er sich aufrichtete, berührte Namar kurz seinen Arm. Dann setzte der Engel sich auf den freigegebenen Stuhl.

Mara sah vom Feuer zu den Balken hinauf. Zwischen zwei Pfosten hing noch eine Wasserwaage. Auf dem Tisch lagen Brotkrumen, Nadeln und die kleinen Samen von Nemms Volk.

Orels Satz fiel ihr ein.

Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält.

Sie stand auf.

»Das achte Haus des Lichts«, sagte sie.

Bis zum Fenster wurde es ruhig. Liska hob den Kopf. Nives legte eine Hand auf Amsels Schulter; die alte Frau hatte den Namen verstanden. Deya zog das Tuch von ihrer Schale, und Maelis stellte ihr Glas daneben.

Nerin nahm Maras Hand. Der hölzerne Daumen lag an ihrer Brandnarbe.

»Dann schreiben wir das über die Tür«, sagte Liska.

Sahir sah zum neuen Balken hinauf und nickte. Nemm rief den Namen zum Fenster hinaus. Von draußen kam die Antwort ihres Volkes, hell und deutlich zwischen den Hammerschlägen, mit denen Fenn noch die lockere Bank befestigte.

Tilda schob den Suppentopf auf den Herd.

Nach einer Weile hob sich der erste Dampf.

381. Die Nacht der Lampen

Als Fenn den Hammer weglegte, waren die ersten Teller leer. Tilda stellte den Suppentopf an den Rand des Herdes. Unter dem neuen Dach roch es nach Holz, warmem Brot und den Kräutern, die Deya mitgebracht hatte.

Leander ging zur Tür und prüfte den Himmel.

»Wer zurückwill, müsste jetzt mitkommen.«

Niemand stand auf. Amsel hatte bereits die Schuhe ausgezogen. Jorin schob ihr einen Schemel unter die Füße.

»Dann hole ich die Decken aus dem Boot«, sagte Leander.

Liska befestigte unterdessen die erste Lampe an einem vorstehenden Nagel. Die zweite stellte sie auf das Fensterbrett. Für die dritte fand sie keinen Platz, bis Nemm ihr vom Rand des Tisches aus eine trockene Nische zeigte. Zwei aus ihrem Volk trugen die hellen Samen weiter weg vom Lampenfuß.

Elias saß neben dem Herd und putzte die Scheiben seiner Laterne. Mara sah ihm eine Weile zu. Auf dem Tuch unter seinen Händen lag gewöhnlicher Ruß.

»Brauchst du etwas?«

»Öl.«

Sie holte die kleine Kanne aus der Küche. Elias füllte den Behälter, zog einen frischen Docht ein und hielt einen brennenden Span daran. Hinter dem Glas stand wieder eine Flamme.

Mara beugte sich näher.

»Für den Weg«, sagte er und schloss die Laterne.

Leander wartete draußen. Mara nahm zwei weitere Lampen mit; Nerin folgte mit einem Korb für die Decken. Rauk lief ihnen voraus, blieb jedoch an der ersten dunklen Stufe stehen, bis Elias den Weg beleuchtete.

Am Steg schlug das Boot gegen einen Pfosten. Leander stieg hinein, löste das Bündel unter der Bank und reichte es Nerin hinauf. Dann hängte er die Bootslampe an ihren Haken. Ihr Schein zog eine zitternde Bahn über das Wasser.

»Die bleibt heute brennen.«

Er zog die Leine kürzer. Nun lag das Boot ruhig.

Auf dem Rückweg stellten sie an jeder Biegung eine Lampe auf. Vom Haus her antworteten die Lichter der Fenster. Nerin blieb beim letzten stehen und drehte das Glas aus dem Wind. An ihrem hölzernen Daumen schimmerte das offene Blatt grün.

Drinne waren die Bänke zusammengerückt.

Neben Ione blieb ein Platz frei. Der Nachhall kam mit einem Stapel sauberer Teller und stellte sie am Tische ab. Als er sich zum Gehen wandte, berührte Ione mit zwei Fingern die Bank.

»Hier.«

Er setzte sich vorsichtig, ohne den Tisch zu streifen. Ione schnitt ihm eine Scheibe Brot ab. Ihre verletzte Hand lag offen neben dem Brett.

Zum ersten Mal saßen sie bei einem Fest nebeneinander. Der Nachhall sah auf seinen Teller, dann zu den Gästen am anderen Ende der Bank.

»Ich habe den Bericht noch nicht fertig«, sagte er leise.

»Der hat bis morgen Zeit.«

Er nickte und griff nach dem Wasserkrug. Bevor er einschenkte, wartete er, bis Ione ihren Becher vorgeschoben hatte. Sie nahm ihn mit beiden Händen. Ein wenig Wasser lief über ihren Finger, doch diesmal setzte sie den Becher nicht ab.

Am Herd schlief Emil beinahe über seinem Essen ein. Bettina fing den Löffel auf, bevor er vom Teller rutschte.

»Ich war noch dabei«, murmelte er.

»Das habe ich gesehen.«

Sie nahm ihm den Teller ab. Emil wollte widersprechen, doch aus dem offenen Fenster kam ein kalter Zug, und er zog die Schultern hoch. Mara und Jorin rückten seinen Stuhl näher an die Wand. Leander brachte eine der Decken.

Emil strich über den groben Stoff.

»Die kenne ich.«

»Aus meinem Boot«, sagte Leander.

»Dann hat sie mehr gesehen als ich.«

Bettina legte ihm die Decke über die Knie. Wenig später sank sein Kopf zur Seite. Mara wollte ein gefaltetes Tuch hinter seinen Nacken schieben, hielt aber inne, als sein Atem sich vertiefte. Sie legte das Tuch auf die Lehne.

Niemand weckte ihn.

An der Tür hatten Tiriël und Aruen Platz für Namar gemacht. Der Engel saß etwas vorgebeugt, damit seine Flügel nicht an den Balken stießen. Sein Schatten lag unter der Bank und reichte bis an Tiriëls Schuh.

»Du kannst dich zurücklehnen«, sagte Liska im Vorbeigehen. »Dafür habe ich sie befestigt.«

Namar versuchte es. Die Bank knarrte, hielt jedoch.

Tiriël reichte ihm eine Schale Wasser.

»Was machst du morgen?«

Er sah zum Herd.

»Ich weiß es noch nicht.«

Aruen nahm ihm die leere Schale ab.

»Im Garten ist der obere Weg frei. Wir haben die Äste zurückgeschnitten.«

Namar zog einen Fuß an, damit Pavel mit einem Korb vorbeikam.

»Vielleicht gehe ich dort.«

Tiriël nickte. Sie zog einen kleinen Zweig aus ihrem Ärmel und legte ihn neben seinen Becher. An der Schnittstelle saß ein heller Tropfen Harz.

Lume hatte sich auf dem Lampengriff am Fenster niedergelassen. Als Ilwen einen Löffel gegen den Rand ihres Bechers schlug, hob das Wesen den Kopf. Ein zweiter Schlag folgte, vorsichtiger. Lume glitt vom Griff und zog einen engen Bogen über den Tisch.

Nives rückte den Krug zur Seite.

Beim dritten Schlag stieg Lume höher. Es drehte sich zwischen den hängenden Lampen, faltete die Ränder ein und öffnete sie wieder. Über den Köpfen der Gäste lief ein kühler Luftzug. Die Flammen neigten sich nacheinander, jede in eine andere Richtung.

An der Wand bewegten sich plötzlich Schatten von Blättern.

Nerin blickte auf ihre Hand. Das kleine Blatt am Daumen lag still. Über ihr aber entfaltete sein Schatten eine Krone bis zum Dach.

Lume lachte.

Nives hatte schon die Hand gehoben. Nun ließ sie sie sinken und schob nur noch Amsels leeren Becher vom Tischrand fort.

Die kleinen Gäste sammelten sich am Fenster. Einer begann, mit seinem Stab auf die hölzerne Einfassung zu klopfen. Ilwen nahm den Rhythmus auf. Lume sank zwischen zwei Lampen hindurch, so langsam, dass die Flammen sich kaum bewegten.

Draußen verstummte Rauk.

Mara bemerkte zuerst seine aufgerichteten Ohren. Dann sah sie durch das offene Fenster. Über dem First fehlte ein Stück des Sternenhimmels.

In dieser dunklen Stelle standen fünf schmale Spitzen.

Sie kannte die Form aus der Halle. Ihre Finger schlossen sich um den Tischrand. Neben ihr war Nerin aufgestanden.

Namar legte den Zweig aus der Hand.

Der dunkle Stern blieb über dem Haus. Keine der Lampen erlosch. Im Herd knackte ein Scheit, und auf dem Wasser bewegte sich Leanders Licht zwischen den Pfosten.

Mara hob den Kopf ein wenig weiter, als könnte sie dadurch etwas hören.

Da lösten sich die Spitzen aus der Dunkelheit. Ein ferner Stern wurde wieder sichtbar, dann ein zweiter. Über dem First stand nur noch die Nacht.

Namar nahm den Zweig wieder auf.

Lume ließ sich auf Nives' Schulter nieder. Ilwen legte den Löffel hin, und für einen Augenblick hörte man Emil atmen.

Dann fragte das Kind nach einem weiteren Stück Brot.

Mattes schnitt es ab. Daria strich ihm etwas von Deyas Kräutern darauf. Am Fenster begann einer der kleinen Gäste wieder zu klopfen, diesmal so leise, dass nur seine Nachbarn den Takt aufnahmen.

Ione schob dem Nachhall die Schüssel hin.

»Da ist noch etwas.«

Mara setzte sich. Unter dem Tisch streckte Rauk die Vorderpfoten aus. Nerin blieb dicht neben ihr, und als Leander mit den letzten Decken hereinkam, rückten sie beide zur Seite.

Die Lampe auf dem Wasser brannte weiter.

382. Der Brief an Amsel

In Auenbrück regnete es seit dem Morgen. Unter der Küchentür lag ein zusammengerolltes Tuch, das Nerin schon zweimal ausgewrungen hatte. Der Wind drückte das Wasser gegen die Schwelle.

Mara räumte den Tisch frei. Die letzten Bücher für die alten Kunden standen fertig gebunden im Regal. Morgen wollte sie die Werkzeuge ins Waldhaus bringen. Heute fehlte noch der Brief.

Sie legte zwei Blätter nebeneinander und schrieb auf das erste Amsels Anschrift. Auf dem zweiten begann sie den Bericht.

Nach wenigen Zeilen strich sie ein Wort durch.

Nerin stellte die nassen Schuhe neben den Ofen.

»Was stimmt nicht?«

»Ich habe geschrieben, die Feuer seien erloschen.«

»Sind sie das?«

Mara sah auf den Satz. Dann nahm sie ein frisches Blatt.

Liebe Amsel,

du hast beim Richtfest gesehen, was wir aus der Halle mitgebracht haben. Für das Verzeichnis will ich dir aufschreiben, was davor geschah. Ich halte mich an das, was ich selbst gesehen habe.

Sie berichtete von dem gewaschenen Boden und den Dingen, die jeder in den Kreis gelegt hatte. Beim Tuch hielt sie inne und rieb mit dem Daumen über ihre Fingerspitzen. Sie erinnerte sich an den Geruch des Stoffes, als die Wärme aus der Schale gestiegen war.

Die Namen schrieb sie einzeln untereinander. Neben einem ließ sie zunächst Platz. Sie ging zum Regal, zog ihr Reiseheft heraus und prüfte die Stelle. Erst dann setzte sie die Feder wieder an.

Nerin brachte eine Lampe. Ihr Licht fiel von links über das Papier.

Die sieben Feuer sind gesunken. Wir haben sie nicht gelöscht. Zuletzt war noch Glut da, und Elias konnte sie in seiner Laterne tragen. Die Lichter haben den Weg zu Deyas Ort gefunden. Über der Schale erschien der dunkle Stern.

Bei diesem Satz stockte die Feder. Ein Tropfen Tinte sammelte sich an ihrer Spitze.

Mara streifte ihn am Rand des Glases ab.

Das Feuer hat seinen Abend gefunden. Namar ist frei. Sein Schatten ist bei ihm geblieben. Beim Richtfest saß er auf Liskas Bank. Tiriel hat ihn gefragt, was er am nächsten Morgen tun wolle. Er wusste es noch nicht.

Nerin setzte sich ihr gegenüber. Sie zog den Brief nicht zu sich heran, sondern wartete, bis Mara ihr das erste Blatt reichte.

Während sie las, schrieb Mara weiter.

Die Glut brennt jetzt im Herd des Hauses am Waldrand. Als Elias sie hineinlegte, blieb der Stein zunächst kalt. Dann neigte sich die Flamme nach unten. Das Licht lief durch die Fugen. Danach fing das Holz Feuer.

Das Haus trägt den Namen des achten Hauses des Lichts.

Sie las den Absatz laut vor. Aus dem Ofen kam ein leises Knacken.

»So war es«, sagte Nerin.

Mara ließ unter dem Bericht eine Zeile frei.

Orel hat geschrieben: Man kann das Licht nicht vollenden. Man kann ihm nur ein Haus bauen, das es aushält.

Das Haus ist gebaut.

Darunter berichtete sie von den fehlenden Schindeln, die Liska inzwischen eingesetzt hatte, und von der Küche, in der noch ein Brett über zwei Böcken als Tisch diente. Zum Schluss bat sie Amsel, den Bericht aufzube-

wahren, auch die Stellen, an denen Mara nicht wusste, wie sie etwas nennen sollte.

Nerin gab ihr das erste Blatt zurück.

»Du hast nichts über deine Hand geschrieben.«

Mara sah auf die Brandnarbe.

»Die gehört nicht in den Bericht.«

»Dann schreib es unten dazu.«

Unter ihren Namen setzte Mara einen kurzen Nachsatz: Die Narbe hat gespannt, als wir am Herd knieten. Jetzt ist es wieder wie vorher.

Sie warteten, bis die Tinte trocken war. Nerin faltete die Blätter; Mara schrieb die Anschrift auf den Umschlag. Als Elias am Nachmittag zur Botenrunde ging, gab sie ihm den Brief.

Am nächsten Morgen brachten sie die Werkzeuge fort.

Die Antwort kam acht Tage später ins Waldhaus.

Mara hatte gerade den ersten Stapel Bücher auf das neue Regal verteilt. Zwischen Wand und Rückbrett klemmte ein Span. Sie wollte ihn herausziehen, als Elias ihr den Umschlag reichte.

Amsels Schrift war enger als sonst. In einer Ecke hatte das Papier einen Abdruck, als wäre dort ein Becher abgestellt worden.

Liebe Mara,

ich habe deinen Bericht zweimal gelesen. Beim zweiten Mal hatte ich den achten Band neben mir aufgeschlagen. Er steht längst wieder an seinem Platz; für diese Arbeit habe ich ihn noch einmal herausgenommen.

Die Geschichte des Rufs ist dort vollständig erhalten. Euren Bericht lege ich dazu. Ich werde nicht so tun, als hätte ich selbst in der Halle gestanden. Auf der neuen Seite steht deshalb dein Name unter dem, was du gesehen hast.

Mara setzte sich.

Amsel schrieb weiter, dass Enno ein zusätzliches Blatt eingeklebt habe. Die ursprünglichen Seiten blieben unverändert. Auf der hinzugefügten standen das Datum des Feuer-Abends und, darunter, das Datum des Richtfests.

Den letzten Satz habe ich selbst geschrieben. Wenn du ihn anders haben möchtest, antworte mir. Noch kann ich das Blatt austauschen.

Das achte Haus des Lichts ist das Haus, in dem Licht und Schatten zusammen wohnen dürfen.

Mara las den Satz noch einmal.

Vom Fenster her fiel die Nachmittagssonne auf das neue Regal. Nerin stand draußen auf der Leiter und befestigte den lockeren Fensterladen. Ihr Schatten reichte über die Wand bis an Maras Knie.

»Amsel hat geantwortet«, rief Mara.

Nerin beugte sich zum offenen Fenster herein. Mara hielt ihr das Blatt hin.

Nach dem Lesen gab Nerin es zurück.

»Musst du ihr noch schreiben?«

»Nur, dass sie die Seite lassen soll.«

Mara zog den Span hinter dem Regal hervor und legte ihn zum Anzündholz. Dann nahm sie Papier für die Antwort.

383. Emil und der Garten

Der erste Schnee blieb auf den breiten Blättern am Brunnen liegen. Auf dem Weg schmolz er unter den Schritten. Tiriël ging früh hinaus und schüttelte die schweren Flocken von den jungen Sträuchern. Als sie am Fenster vorbeikam, hob Emil die Hand.

Er saß angekleidet auf der Bettkante.

»Du willst hinaus«, sagte sie.

»Bis zur Tür.«

Tiriël brachte seine Schuhe. Sie half ihm beim linken, dessen Leder sich über Nacht zusammengezogen hatte, und stellte den Stock zwischen seine Knie. Gemeinsam gingen sie den Flur entlang.

An der offenen Tür blieb Emil stehen. Eine Flocke setzte sich auf seinen Ärmel. Er betrachtete sie, bis nur noch ein dunkler Punkt im Stoff zurückblieb.

»Hier bleibe ich«, sagte er.

Tiriël zog ihm den Kragen zurecht.

»Dann machen wir es dir warm.«

Am Nachmittag kam Mara. Sie brachte ein kleines Glas Honig und das Tuch, das Emil ihr geschenkt hatte. Eine Ecke war dünn geworden. Sie hatte die Stelle mit wenigen Stichen gesichert, bevor sie aufbrach.

Emil lag wieder im Bett. Sein Stock lehnte in Reichweite an der Wand.

»Du hast Arbeit mitgebracht«, sagte er, als sie das Tuch auseinanderfaltete.

»Die ist schon fertig.«

Sie zeigte ihm die ausgebesserte Ecke. Er fuhr mit einem Finger darüber.

»Man sieht es kaum.«

»Man darf es sehen.«

Er gab ihr das Tuch zurück. Mara legte es über seine Hände, die sich nicht recht erwärmen wollten. Draußen lief Ada mit einer Kanne zum Brunnen. Emil folgte ihr mit den Augen.

»Sie trägt wieder nur eine«, sagte er.

»Eine Kanne?«

»Früher hat sie zwei genommen. Auch wenn eine gereicht hätte.«

Ada bemerkte seinen Blick und hob die freie Hand. Dann kam sie herein und stellte die Kanne neben den Ofen.

Seit Vey im vergangenen Winter ruhig gestorben war, verbrachte sie mehr Zeit im Garten. An manchen Tagen arbeitete sie mit Tiriel. An anderen saß sie nur auf der Bank vor dem Haus und blieb, bis jemand sich zu ihr setzte.

Bettina kam mit frischen Laken. Beim Anblick der Besucher blieb sie stehen.

»Ich wollte dich nicht vertreiben«, sagte Mara.

»Das wirst du auch nicht.«

Sie legte die Laken in den Schrank und nahm den zweiten Stuhl. Emil sah von seiner Nichte zu Mara und schloss die Augen. Eine Weile hörten sie gemeinsam dem Wasser zu, das Ada in die Schüssel goss.

Als Mara ging, wollte sie das Tuch nehmen. Emil hielt einen Zipfel zwischen den Fingern.

»Lass es noch hier.«

Sie schob die Ecke unter seine Hand.

»Ich hole es wieder.«

In der Nacht wurde es kälter. Bettina legte ein weiteres Scheit in den Ofen und rückte ihren Stuhl vom Fenster fort. Ada saß auf der anderen Seite des Bettes. Zwischen ihnen stand eine Lampe.

Emil bat um Wasser. Bettina hob seinen Kopf, während Ada den Becher hielt. Er trank einen kleinen Schluck. Ein Tropfen blieb an seiner Unterlippe hängen; seine Nichte wischte ihn mit dem Daumen weg.

»So«, sagte sie.

Emil sah sie an. Er schien etwas sagen zu wollen, doch dann entspannte sich sein Mund. Bettina behielt seine Hand in ihrer.

Aruen kam gegen Mitternacht. Der Engel musste einen Flügel eng anlegen, um zwischen dem Bett und dem Schrank hindurchzukommen. Er stellte sich neben den Ofen und hob die Hände. Die Lampe brannte ruhiger. Auf dem gefrorenen Fenster löste sich ein schmaler Streifen Eis.

Ada zog die Decke über Emils Füße.

Sein Atem wurde flacher. Zwischen zwei Atemzügen verging so viel Zeit, dass Bettina sich vorbeugte. Dann hob sich seine Brust noch einmal.

Sie warteten.

Im Ofen sank ein Stück Holz zusammen. Bettina legte ihre freie Hand auf Emils Wange. Schließlich sah sie zu Ada hinüber.

Ada stellte den Becher ab.

Aruen senkte die Hände. Die Flamme blieb ruhig.

Am Morgen brachte Elias die Nachricht zum Waldhaus. Mara hatte gerade Wasser für den Leim aufgesetzt. Sie nahm den Topf vom Feuer, zog den Mantel an und vergaß den Schal, bis Nerin ihn ihr nachtrug.

»Ich komme später«, sagte Nerin. »Geh nur.«

Jaspar öffnete die Verbindung zum Garten. Auf der anderen Seite lag Schnee in den Fugen der Stufen. Mara hielt sich am Türpfosten fest, bevor sie hinaustrat.

Bettina schlief auf der Bank im Flur. Ada hatte ihr einen Mantel übergelegt. Mara setzte sich kurz neben ihre zusammengesunkene Gestalt und zog den Stoff über die bloße Hand.

Im Zimmer war das Bett frisch bezogen. Emil lag bereits im Nebenraum, wo Tiriel und Aruen bei ihm wachten.

Auf dem Kissen lag das gefaltete Tuch.

Mara nahm es auf. In der ausgebesserten Ecke steckte ein heller Faden, den sie zu lang gelassen hatte. Sie zog ihn nicht heraus. Als sie sich umwandte, stand Ada in der Tür.

»Er hatte es bis zuletzt in der Hand.«

Mara hielt das Tuch zwischen beiden Handflächen.

»Darf ich?«

Ada nickte und trat zur Seite.

Sie begruben Emil am folgenden Nachmittag. Unter der dünnen Schneeschicht war die Erde noch weich. Leander und Jorin trugen ihn den kurzen Weg hinunter; Bettina ging dicht hinter ihnen. Einmal musste sie stehen bleiben. Ada wartete neben ihr, bis sie weitergehen konnte.

Am Grab stellte Tiriel eine schwarze Schale mit Wasser auf den Boden. Aruen hielt die Lampe darüber. Für einen Atemzug bog sich die Flamme nach unten, ohne den Docht zu verlassen. Ihr Licht lag auf dem Wasser.

Bettina sprach Emils Namen.

Mara öffnete die Hände. Zwischen ihren Fingern schmolz eine Schneeflocke. Aus der Schale kam kein Laut. Sie blieb stehen, bis Bettina ihre Hand suchte.

Später gingen sie zusammen zum Haus zurück.

Im Waldhaus breitete Mara das Tuch auf dem Tisch aus. Sie nahm Papier und schrieb an Bettina. Zuerst dankte sie ihr für die Nachricht und für den Platz, den sie am Grab neben ihr gehabt hatte. Dann fügte sie hinzu:

Er ist sanft gestorben. Ich habe das Tuch.

Sie ließ die Tinte trocknen.

Damals, nach Oskar Bells Tod, hatte ein unzugestelltes Paket auf sie gewartet. Mara erinnerte sich an das Gewicht in ihren Händen und an die Schleife, die sie kaum hatte ansehen können.

Jetzt lag nur das Tuch vor ihr.

Sie faltete es entlang der alten Brüche und legte es in die Schublade neben ihrem Stuhl. Den Brief gab sie Elias für die nächste Botenrunde. Danach ging sie zu Nerin in die Küche und setzte sich an den gedeckten Tisch.

384. Der Wintergast

Der Mann vom Kai kam mit einer Lampe, deren Glas gesprungen war.

Mara erkannte ihn erst, als er die Kapuze zurückschob. Schnee lag auf seinen Schultern. Hinter ihm führte eine Spur bis zum Gartentor.

Elias trat von der Schwelle.

»Komm herein.«

Der Gast blieb auf der Matte stehen.

»Ich tropfe.«

»Das macht nichts«, sagte Mara.

Sie nahm ihm die Lampe ab. Im Behälter stand Wasser. Trotzdem brannte der Docht.

Nerin holte ein trockenes Tuch.

Der Daimon setzte sich auf den Stuhl neben dem Ofen. Seine Schuhe hinterließen dunkle Stellen auf dem Boden. In einer davon sah Mara für einen Augenblick das Spiegelbild eines Mastes.

Dann zog das Wasser ins Holz.

Sie stellte die Lampe in eine Schüssel.

»Der Kai?«

Der Gast nickte.

»Die alte Anlegestelle ist geschlossen.«

Mara erinnerte sich an die überflutete Senke und die Treppe unter dem schmalen Dach.

»Ist jemand verletzt worden?«

»Nein. Sie haben weiter oben gebaut. Mit einem breiten Steg und einem Geländer.«

Er hielt die Hände an den Ofen.

»Der letzte Kahn ist vor dem Frost gefahren.«

Nerin legte das Tuch über seine Schultern. Er fasste nach den Enden, als wolle er es gleich wieder zusammenfalten.

»Behalt es erst einmal«, sagte sie.

Mara ging in die Küche. Vom Abend war Suppe übrig. Sie stellte den Topf ans Feuer und schnitt Brot.

Als sie zurückkam, stand der Gast noch nicht wärmer da, doch seine Hände zitterten nicht mehr.

»Wie lange kann ich bleiben?«

Mara stellte den Teller vor ihn.

»Heute bestimmst du das nicht mehr. Heute schläfst du.«

Er sah zu Elias.

Der Daimon rückte den Stuhl ein Stück vom Ofen fort, damit die Hitze nicht direkt auf die nassen Kleider traf.

»Oben ist ein Bett frei.«

Der Gast nahm den Löffel.

Jaspar brachte eine zweite Lampe. Ihr Licht fiel über die Schüssel mit der beschädigten Bootslampe. Im Wasser darin bewegten sich kleine Wellen.

Mara wollte das Glas genauer betrachten.

Der Gast hob den Kopf.

»Morgen.«

Sie ließ es stehen.

In der Nacht hörte sie einmal Schritte im Flur. Als sie die Tür öffnete, stand der Gast am Fenster und sah zum unteren Weg.

»Brauchst du etwas?«

»Ich dachte, dort wartet jemand.«

Zwischen den Bäumen lag das Wasser schwarz. Am Steg bewegte sich kein Licht.

Mara trat neben ihn.

»Leander fährt morgen nicht. Der Weg ist vereist.«

Der Gast nickte, blieb jedoch am Fenster.

Sie holte eine Decke und legte sie auf die Bank. Nach einer Weile setzte er sich.

Am Morgen war die Decke noch um seine Schultern geschlagen. Die Schuhe standen ordentlich darunter.

Mara stellte einen Becher neben ihn.

»Hast du geschlafen?«

»Ein wenig.«

Er nahm den Becher mit beiden Händen.

Vom Arbeitstisch her roch es nach warmem Leim. Nerin stand draußen und löste den Schnee von den Zweigen am Weg. Rauk wartete unter dem Vordach auf eine trockene Stelle.

Der Gast sah zur Lampe.

Das Wasser in der Schüssel war verschwunden. Im Behälter stand noch immer ein fingerbreiter Rest.

»Ich möchte das Glas ersetzen.«

Mara holte eine Schachtel mit dünnen Scheiben.

Avelin hatte sie für die Lampen dagelassen. Keine passte genau. Der Gast wählte die größte und legte sie neben die zerbrochene.

Elias brachte Werkzeug.

Gemeinsam lösten sie den Rahmen. Mara hielt das alte Glas mit einem Tuch, während der Gast den letzten Stift herauszog. Ein Splitter fiel auf den Tisch.

Im verbliebenen Wasser erschien ein heller Streifen.

Er lief über den Rand der Schüssel und weiter bis zur Tür.

Nerin kam gerade herein.

Sie stellte den Besen ab.

Draußen setzte sich die Linie auf dem Schnee fort. Sie führte nicht zum Tor, sondern seitlich an den Stufen vorbei.

Der Gast nahm die offene Lampe.

»Darf ich?«

Mara zog ihren Mantel an.

Vor der untersten Stufe kniete Nerin nieder. Unter dem dünnen Schnee lag blankes Eis. Der helle Streifen bog darum herum und zeigte den schmalen Rand, auf dem man sicher stehen konnte.

Elias holte Sand.

Sie streuten die Stufen ab, bis das Licht darin nicht mehr zu sehen war.

Der Gast schloss den Lampenbehälter mit einem Tuch.

Mara sah zum unteren Weg.

»Dort ist es noch schlimmer.«

»Dann nehmen wir den Sand mit«, sagte Nerin.

Sie gingen bis zum Steg. Der Gast trug die Lampe, Elias den Eimer. Mara blieb mit der Schaufel hinter ihnen.

Unterwegs zeigte das Licht zwei vereiste Stellen. An einer hatte sich Wasser unter dem Schnee gesammelt. Elias brach die dünne Decke mit der Schaufelkante auf und leitete es seitlich ab.

Am Steg stand die kleine Hütte, in der Leander Taue und Decken aufbewahrte.

Der Gast blieb davor stehen.

»Wartet hier manchmal jemand?«

»Wenn das Boot später kommt.«

Mara öffnete die Tür.

Drinne standen eine Bank, ein trockener Holzvorrat und ein kleiner Ofen. Unter dem Fenster hatte Nerin im Herbst einen Haken für nasse Mäntel befestigt.

Der Gast stellte die Lampe auf die Bank.

»Hier zieht es nicht.«

»Die Tür muss man fest zuziehen«, sagte Mara. »Sonst springt sie wieder auf.«

Er prüfte den Riegel. Eine Schraube saß locker.

Elias holte das Messer aus der Tasche und zog sie nach.

Mara sah sich im Raum um. Für ein Bett war Platz, wenn die Bank an die andere Wand kam. Die Taue konnten unter dem Vordach hängen.

Der Gast berührte den kalten Ofen.

»Ich möchte hierbleiben.«

Nerin stellte den Sandeimer ab.

»Hier unten?«

Er nickte.

Mara wollte ihm erklären, was im Winter gebraucht wurde: Holz, Wasser, ein dichtes Fenster. Dann sah sie, wie sorgfältig er den Lampengriff auf der Bank ausgerichtet hatte.

»Wir müssen Leander fragen«, sagte sie. »Er benutzt den Raum.«

Sie schickten Elias mit einer Nachricht zur nächsten Verbindung. Bis zu seiner Rückkehr gingen sie wieder hinauf.

Der Gast half nicht beim Abräumen. Mara ließ den zweiten Teller vor ihm stehen, bis er auch das Brot gegessen hatte.

Am Nachmittag kam Leanders Antwort.

Auf dem gefalteten Blatt stand zunächst, welche Taue trocken bleiben mussten. Darunter hatte er hinzugefügt: Die Bank kann weg. Ich bringe beim nächsten Mal eine zweite Decke.

Der Gast las die Zeilen lange.

»Er kennt mich nicht.«

»Er kennt die Hütte«, sagte Nerin.

Noch am selben Tag trugen sie ein schmales Bett hinunter. Jorin hatte es für das Gästezimmer gebaut; oben konnte vorerst die Liege stehen. Mara brachte einen Topf, zwei Becher und einen Krug.

Der Gast nahm nur einen Becher aus dem Korb.

Dann stellte er den zweiten daneben.

Während Nerin den Ofen anzündete, setzte Elias das neue Glas in die Lampe. Mara kehrte die Splitter sorgfältig vom Tisch. Den kleinsten fand sie erst im Saum des Tuches.

Beim Einbrechen der Dunkelheit war der Raum warm.

Der Gast legte ein Scheit nach. Danach trug er die Lampe hinaus und hängte sie an den Haken über der Tür.

Ihr Schein fiel die Stufen hinunter.

Im Schnee erschien die sichere Kante des Weges. Weiter oben lagen die Fenster des Waldhauses zwischen den Bäumen.

Mara stand noch auf der obersten Stufe.

»Zum Essen kommst du hinauf.«

Der Gast hielt die Tür fest.

»Auch wenn niemand auf das Boot wartet?«

»Gerade dann.«

Nerin nahm den leeren Korb. Elias prüfte den Riegel ein letztes Mal und trat auf den Weg.

Als sie sich an der Biegung umwandten, stand der Gast noch vor der Hütte. Er hob die Hand.

Hinter ihm waren durch das neue Lampenglas beide Becher auf dem Tisch zu sehen.

385. Epilog: Die Rückkehr der gewöhnlichen Dinge

Im folgenden Herbst klemmte die Gartentür wieder.

Nerin hatte sie im Frühjahr abgehobelt. Nun war das Holz nach drei Regentagen aufgequollen, und Mara musste mit der Hüfte nachhelfen, wenn sie mit vollen Händen hindurchwollte. An diesem Morgen stand Elias auf, bevor sie den zweiten Versuch machen konnte.

Er nahm ihr den Topf ab.

»Ich halte.«

Mara drückte die Tür mit beiden Händen auf. Ein Streifen Sonnenlicht fiel über die Schwelle. Rauk rückte ein wenig zur Seite und legte sich wieder hin.

Draußen schnitt Nerin die letzten beschädigten Rosenzweige ab. Am offenen Blatt ihres hölzernen Daumens hing ein Wassertropfen. Er blieb dort, auch als sie den Arm drehte, und löste sich erst, als sie die Hand über die Wurzeln hielt.

»Heute«, sagte sie und deutete mit der Schere zur Tür.

»Ich weiß.«

»Du hast gestern auch gesagt, dass du es weißt.«

Mara nahm Elias den Topf wieder ab.

»Dann stellen wir uns heute beide daneben, bis es gemacht ist.«

Der Daimon betrachtete die untere Kante des Türflügels.

»Nach dem Frühstück.«

In der Küche glomm das achte Feuer unter einem Scheit. Mara stellte das Wasser darüber und ging an ihren Arbeitstisch. Das Dach war seit langem dicht. Nur bei starkem Wind hörte man eine der Schindeln knacken; Liska hatte versichert, das dürfe sie.

Auf dem Tisch lag ein Kochbuch. Der Einband war an der unteren Ecke aufgeplatzt, und zwischen zwei Seiten klebte etwas, das Mara zunächst für Leim gehalten hatte. Beim vorsichtigen Lösen roch es nach eingekochten Pflaumen.

Sie schrieb eine kleine Notiz für die Besitzerin und legte sie neben das Messer.

Jaspar saß auf der Bank unter dem Fenster. Sein Licht fiel über ihre Schulter. Als eine Wolke vor die Sonne zog, blieb die Schrift auf dem Tisch lesbar.

»So ist es gut«, sagte Mara.

Er rückte den Stuhl nicht weiter heran.

Sie löste die beschädigte Lage aus dem Rücken. Eine alte Naht hielt noch. Mara schob die Nadel darunter, fing den Faden auf und zog ihn langsam durch das Papier. Vom Garten her kam das regelmäßige Klicken der Schere.

Dann klopfte es.

Rauk hob ein Ohr. Elias ging zur vorderen Tür.

Die Botin hatte ein Paket unter dem Arm und feuchte Blätter an den Schuhen. Sie blieb auf der Matte stehen.

»Ich habe mir den Namen über der Tür aufgeschrieben«, sagte sie. »Beim letzten Mal kannte ich ihn noch nicht.«

Mara kam ihr entgegen. Auf dem Paket stand ihre Anschrift. Darunter hatte jemand kleiner hinzugefügt: Bei der Gartentür versuchen. Vorn hört sie schlecht, wenn sie arbeitet.

Sie erkannte Jorins Schrift.

»Er könnte auch einfach kommen«, sagte sie.

Die Botin zog den Mundwinkel hoch.

»Das hat er auch gesagt.«

Mara nahm das Paket. Die Schnur war zweimal um das Papier geführt. Oben saß eine Schleife, deren eine Schlaufe kaum größer als ein Knoten war. Die andere hing bis über den Rand.

Sie strich mit dem Finger darüber und lächelte.

»Es gibt noch Tee«, sagte sie.

»Wenn ich darf.«

Elias nahm der Botin die Tasche ab. Sie setzte sich auf den Stuhl an der Tür, und Mara stellte das Paket neben ihr Kochbuch.

Früher hätte sie zuerst die Schnur durchschnitten. Diesmal schob sie das Messer fort und suchte das lose Ende. Der Knoten hielt fest. Sie drehte das Paket, lockerte die untere Windung und zog behutsam daran.

Die Schleife ging auf.

Unter dem Papier lag ein Buch in Leinen.

Mara kannte den Einband. Ihre Hände hatten die Lagen geheftet und den Rücken geformt. An der unteren Kante war das Leinen eine Spur schief eingeschlagen; man sah es nur, wenn man wusste, wo man hinsehen musste.

Jorin hatte das fertige Buch wieder mit nach Auenbrück genommen. Mehrmals hatte sie es seitdem auf seinem Tisch liegen sehen, zwischen Rechnungen und losen Blättern. Nun lag ein schmaler Brief darauf.

Für deinen Tisch. Ich habe es lange genug behalten.

Darunter stand sein Name.

Mara schlug das Buch auf. Zwischen den Seiten roch es nach der Werkstatt, nach Papier und dem Schrank, in dem Jorin seine Tinte aufbewahrte. Sie blätterte nicht gleich weiter. Erst strich sie die Schnur glatt und legte sie neben den Brief.

Von draußen kam Nerin herein. Sie trug die abgeschnittenen Zweige in einem Korb und blieb stehen, als sie das offene Paket sah.

»Von Jorin?«

Mara nickte.

Nerin stellte den Korb ab.

Auf der letzten Seite klebte der Zettel. Mara hatte ihn damals selbst eingeklebt. Sie erinnerte sich noch an Jorins Finger auf dem Tisch, dicht neben ihrem Pinsel, und daran, wie sorgfältig er gewartet hatte, bis sie fertig war.

Für Mara, die gewartet hat. Und für mich, der gegangen ist. Wir sind beide angekommen.

Beim letzten Wort verschwamm die Schrift.

Mara versuchte, mit dem Handrücken über ihre Wange zu fahren, doch Nerin nahm ihr den Pinsel aus der anderen Hand und legte ihn ab. Dann stellte sie sich hinter ihren Stuhl.

Ihre Hand lag warm auf Maras Schulter.

Eine Weile blieb das Buch offen.

Aus der Küche pfiff der Wasserkessel. Jaspar stand auf und nahm ihn vom Feuer. Die Botin sagte etwas zu Elias; beide sprachen nun leiser. Im Garten raschelte Rauk unter dem Rosenbusch.

Mara zog die Schublade auf. Zwischen den Papieren lag Emils Tuch. Sie nahm es heraus, trocknete ihr Gesicht und musste lachen, weil Nerin sich über sie beugte, um zu sehen, ob sie noch weinte.

»Beides«, sagte Mara.

Nerin küsste sie an die Schläfe.

Sie tranken den Tee am Arbeitstisch. Für die Tassen legte Mara kleine Holzscheiben aus, damit nichts auf Jorins Buch kam. Die Botin erzählte von einem umgestürzten Wagen auf dem Markt und von der Frau, die darauf bestanden hatte, erst die Äpfel zu zählen, bevor jemand das Rad anhub.

Nach ihrem Aufbruch holte Elias den Hobel.

Nerin prüfte die Tür, hielt sie fest und zeigte ihm die Stelle. Mara blieb mit ihrer Tasse daneben stehen. Bei jedem Zug fiel ein heller Span auf die Schwelle.

Schließlich ließ Nerin den Flügel los.

Die Tür schwang zu, ohne zu stocken.

Mara öffnete sie noch einmal. Rauk schlüpfte zwischen ihren Füßen hindurch und suchte seinen sonnigen Platz.

Drinnen stand Jorins Buch auf dem Regal neben ihrem Stuhl. Die krumme Schleife lag auf dem Deckel. Mara rückte nichts daran zurecht.

Sie setzte sich, zog das Kochbuch heran und nahm die nächste Lage in die Hand. Aus der Küche kam das Klappern der Teller.

Als Nerin sie zum Essen rief, legte Mara die Nadel hin.